

der fahrende skolast

SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERZEITUNG

6. Jahrgang, Nummer 1

Bozen, März 1961

Jahresabonnement 500 Lire

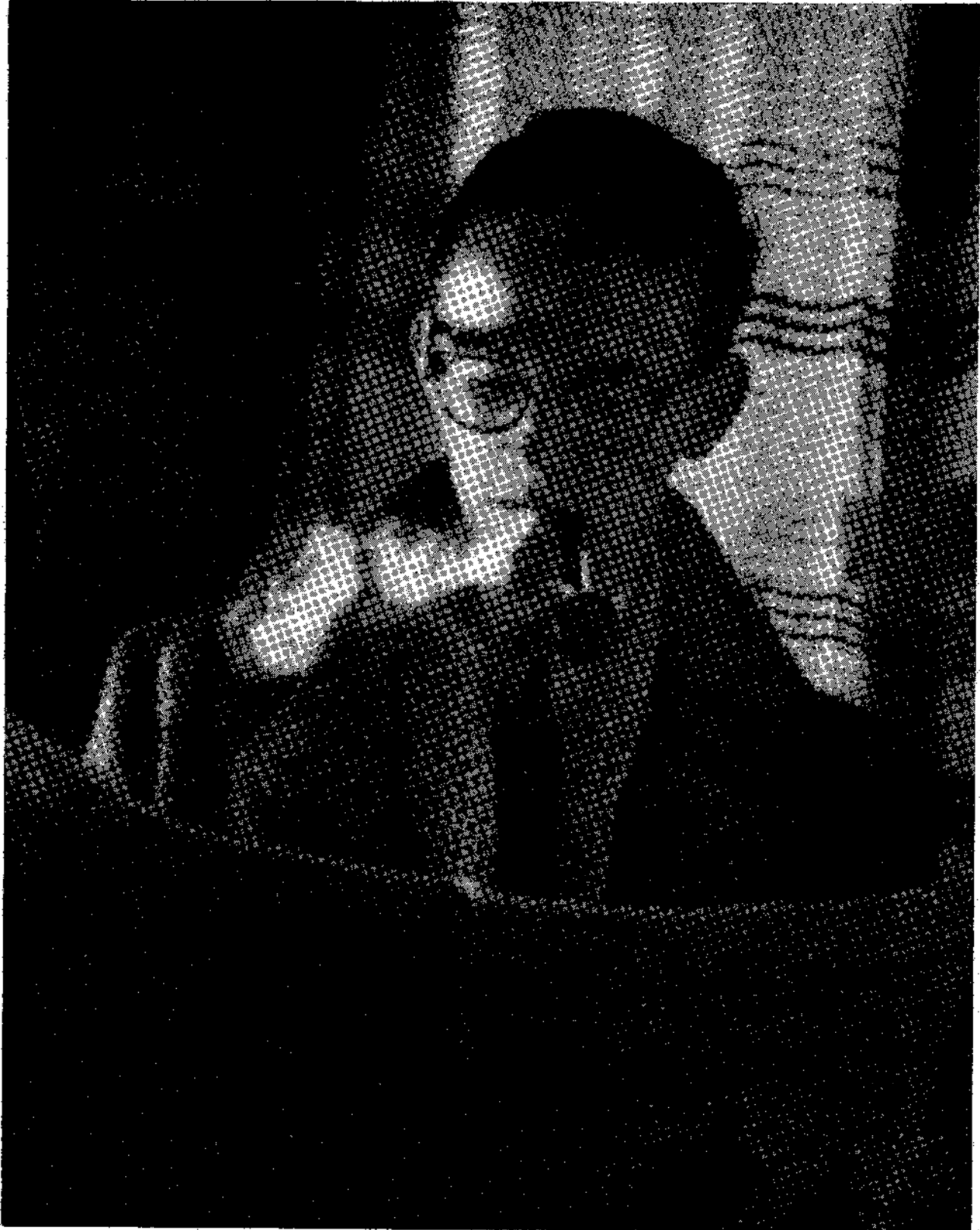


Foto: Willi Renzler

L
E
K
T
Ü
R
E

BERLIN IST KEINE STADT

REISESPITTER

Weiß man denn immer, in was man sich einläßt, wenn man auf eine Reise geht? Man soll nicht leichtsinnig eine Reise unternehmen.

Wir trafen uns frühmorgens auf dem Platz vor der Münchner Universität, der Omnibus stand schon da, wir kannten einander nicht, wir wollten nach Berlin. Noch war es dunkel, Morgennebel lag in den Straßen, wir fuhren durch Schwabing, über den Platz der Münchner Freiheit, der Bus tastete sich zur Autobahn vor. Das Ziel der Reise begann sich unser zu bemächtigen, der Alltag des Gestern lag im Widerstreit mit dem Aufschwung des Kommenden, wir waren im Zwischenreich. Das garstige Wetter der letzten Münchner Tage und nun hatte ich Halsschmerzen und ich dachte grimmig: Auch gut, das heftete dich an die Wirklichkeit. Aber was hieß da und fortan auch schon Wirklichkeit? Angesichts dessen, was uns bevorstand, verloren gegensätzliche Kategorien wie Wirklichkeit und Spekulation, Theorie und Praxis, Politik und Hoffnung, Furcht und Realität ihren genau abgegrenzten Stellenwert und gerieten ins Schillern.

Es wurde Tag, Gespräche kamen auf, Worte begannen zu fliegen. Kontakte wurden gesponnen, ein seltsam Schwereloses und Befreites, die lichte Euphorie allen Reisens wurde mächtig. Reisen negiert von sich aus immer schon Konvention, im Fahren wird man revisionsbereit, Nonkonformismus flammt auf, man setzt zu Sprüngen an.

Das war am Anfang. Später hatte ich immer weniger zu melden. Je lauter die Fakten reden, desto stiller werden die eigenen Stimmen. Natürlich gab es Leute, die immer was zu sagen wußten, die es gar noch auf der Rückreise besser wußten und auch dann noch recht hatten, als schon lange keiner mehr recht hatte. Da hörte ich nur noch zu. Und auch das nicht immer.

Jetzt konnte man sich noch erhitzen: Moral und Unmoral des Krieges, Kriegsdienstverweigerung in Algerien, Todesstrafe, Wert und Preis der Freiheit, leidenschaftlich redeten wir darüber, aber was bliebe davon im Zusammenstoß mit der Wirklichkeit übrig?

Gerade als wir uns der Zonengrenze näherten, quälte uns das Bus-Radiogerät mit Walzern von Strauß Vater. Trunken fielen die danubischen Klänge aus dem Lautsprecher, fanden aber keinen Boden, der sie aufnahm. Der Bus bremste und kam vor der Holztafel zum Stehen: Willkommen in der Deutschen Demokratischen Republik. Da stellte einer die Musik ab.

Wir fuhren durch die Zone, das Wetter hatte aufgeklart, später Nachmittag, und Menschen arbeiteten auf den Feldern, sie winkten, wir winkten, unser Bus hatte die Kennnummer München. Arbeit wie alle Tage (das überdauerte Zeiten und Staaten), morgens aufs Feld und abends heim, wir sahen ein altes Paar, Mann und Frau, sie kletterten auf ihr Fuhrwerk, es war schon ein wenig spät geworden. Aus unserem

Lautsprecher kam wieder Musik, Mozart-Symphonie, Köchel-Verzeichnis Nr. 543, die Sonne ging unter, das alte Paar fuhr unter strahlend blauem Himmel. Ich wollte nicht, aber ich konnte nicht anders: ich summete das Allegro mit.

Der erste Tag in Berlin, nachts hatte es geregnet und nun war ein seltsamer Morgen. Ende November und ein Märzewetter, kühl, ein wenig launisch, mit blanker Luft, ein Wetter, gemacht aus Schnoddrigkeit und Anmut, wir waren wie gebannt.

Jetzt, beim ersten Kontakt, und später und alle die Tage: Diskussionen und Auseinandersetzungen, Versuche, das Problem und das Aergernis Berlin zu lassen, klare Fronten zu errichten, um das Denken zu erleichtern, wo war die Lösung; wo packten wir die Wirklichkeit? Kampf und Bereitschaft, Haß und Konzilianz, Frieden und Unnachgiebigkeit, all das spielte durcheinander, verwirrte unsere Köpfe, das wirkliche Leben entzog sich uns immer wieder, wir klärten nichts. Ach, daß unsere Gespräche, unsere Kontroversen und Einverständnisse immer nur aus Jugend, politischem Schwärmertum oder Radikalismus, aus unsrem durch Reisetimmung und Berliner Atmosphäre geläuterten Denken, aus Utopie und Sentimentalität erwachsen und die Realität nicht erreichten. Begeisterung und Resignation hielten sich im Dialog die Waage. Wir waren in Berlin.

Dieser Weg führte zu nichts, wir gingen auseinander, einzeln oder in kleinen Gruppen wollten wir Berlin kennenlernen. Ich lief und fuhr ungezählte Male über die Sektorengrenze, ich verglich und unterschied, ich sah das Gemeinsame und das Trennende, was hieß Osten und was hieß Westen? Verdi im Osten und Jazz im Westen, Molière hier und dort Brecht, Philharmoniker und Kabarettisten, glanzvolle Momente und präziöse Aushängeschilder in einem, Fabriken und Zeitungen, Dichterlesungen und Filmvorführungen, das Ganze war das alles nicht.

Dann am Flughafen Tempelhof, im Herzen Berlins, wir standen an den Aussichtsfenstern und drückten uns daran wie kleine Jungens die Nasen platt, Zaungäste des rasanten Lebens. Was war nun wirklicher, die kleinen Träume in mir oder draußen die bizarren Flüge? Zunichte wurden auf der Stelle diese Gedankenspielerereien, wenn man vor das Denkmal trat, das vor dem Eingang zu Tempelhof steht und an die Opfer der Berliner Blockade gemahnt. Hier war ein Stück grausamer Wirklichkeit.

Die Schwierigkeiten häuften sich: ich sprach mit Ostberlinern, einer sagte beispielsweise, wir haben in Berlin zwei Zoos, und er meinte damit den im Westen und den im Osten und er sagte es mit Selbstbewußtsein und Stolz, so, als wäre das ein besonderer Reichtum dieser einen Stadt und nicht Zeichen dafür, daß jeder Teil in allem sich selbst genügen wollte.

Am Rand der Straße Unter den Linden (Ost) war im Freien ein kolossaler Fernsehapparat aufgestellt und brachte politische Propaganda. Ich stand davor, hinter mir kam eine Gruppe junger Leute vorbei, hielt an, einer sagte: ach, politisch!, sie gingen weiter.

Einige von ihnen, mit denen ich sprach, waren zufrieden, einige schimpften, einige waren unglücklich, alle arbeiteten, kauften ein, lebten. Sie waren schlau, verschwiegen manches, redeten nicht ungern, waren ein wenig mißtrauisch und ein wenig neugierig. Wo war die Kluft und wo war die Brücke? Wo war der Unterschied zwischen uns und ihnen, bestand er nur im Vorsprung, den uns der Besitz eines größeren Komforts und jenes Stückes verzettelter Freiheit gewährte, das wir wie einen Spieldrachen am Bindfaden unserer bornierten Selbstzufriedenheit hinter uns herzogen?

Berlin-Alexanderplatz (Ost), ich stieg dort aus, fragte am Zeitungskiosk, ja, zehn Minuten geradeaus bis zum Weihnachtsmarkt. Dieser war dann weniger Markt als vielmehr ein Riesenrummelplatz und Vergnügungsviertel, ein Berliner Prater, turbulent, wild, mit einem beängstigenden Andrang von Menschen. Es wogte hin und her, es lachte und schrie, es sang und stritt, es war Bewegung und Leben, es war wie überall. Es blieb in all dem nur wenig übrig, und doch war es die Reinheit und Fülle des Lebens: sich wehren und sich vergnügen, Lieben und die Vergänglichkeit spüren, essen, trinken und Geschäfte machen, spielen, gewinnen und verlieren. Wo blieben Politik und Ideologie, Menschenwürde erstand hier wieder auf, wenn auch im Narrenkleide, wiedererkennbar aber in allen Verkleidungen und Gestalten und triumphierend wie je. Es ging ein scharfer Wind und halberbetzt hingen an den Planken der Holzbuden die Tücher mit den ideologischen Parolen.

Dennoch, ich will nichts verschweigen: die Barriere ist nicht wegzuleugnen. Ich dachte an den großen Gründer, als ich zur Humboldt-Universität ging, die in Ostberlin liegt und schon seit langem ein Instrument der Parteidoktrin geworden ist. Hier geht es nicht mehr um Bildung, sondern um Schulung im Dienste des Klassenkampfes. Vor dem Haupteingang steht das Denkmal des Gründers der Universität, ich ging daran vorbei, trat dann in die große Halle, sah mich um, las die Anschläge (das fiel wohl auf), ging zur Treppe, die nach oben führte. In großen Lettern war an der Mauer im Treppenaufgang zu lesen: Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern / Karl Marx. Ich kam ins Obergeschoß und merkte erst jetzt, daß mir ein Mann folgte, er kam auf mich zu, verlangte meinen Ausweis, bedeutete mir, daß man nur mit Erlaubnis

(Fortsetzung Seite 6)

KULTURPOLITIK HEUTE

Es gehört wohl schon zur Tradition, daß der scheidende Präsident unserer Vereinigung in diesen Spalten einige Worte des Abschiedes sagt. Ganz flüchtig möchte ich dabei auch Bezug nehmen auf einige Momente während meiner Amtszeit, deren Eindruck auch durch den Ablauf der Zeit und andere Ereignisse nicht verwischt werden konnte.

Zuerst sei die Erkenntnis öffentlicher Stellen und anderer Kreise hervorgehoben, daß unser Verband eine tatkräftige Förderung und Hilfeleistung verdient. Das Vertrauen in die Hochschülerschaft, die Achtung und aufmerksame Beachtung sind aber auch kein Zufall. In fünfjähriger Arbeit, die als Ziel das Wohl unserer Südtiroler Hochschüler und der Heimat im Auge hatte, wurde der Beweis für die Lebensfähigkeit des Verbandes und die Nützlichkeit seiner Gedanken und Pläne erbracht. Unser Weg ging immer geradeaus, unser Verband hatte wohl Verbindung zu anderen aufbauend wirkenden Kräften, war aber sonst unabhängig.

Mit Befriedigung kann ich nun auch für meine Kollegen allen jenen den herzlichsten Dank aussprechen, die hilfsbereit uns mit Rat und Tat zur Seite standen und auch wesentlich die Voraussetzungen mitbestellen halfen, unsere Arbeit gedeihlich zu gestalten und den Akademiker-Nachwuchs unseres schaffens- und lebenswilligen Südtirol zu fördern. Für den eigenen Teil der Ausbildung und Berufsvorbereitung sorgt der Hochschüler selbst. Allgemeine Interessen aber und gemeinschaftliche Belange zu wahren, fühlt sich unsere Vereinigung berufen. Im Rahmen des Möglichen wurde auch versucht, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Aber auch auf manche Kurzsichtigkeit in der Einstellung zur Südtiroler Hochschülerschaft soll hingewiesen werden. Sie paßt wohl nicht in die heutige Zeit des Sammelns aller Kräfte für einen raschen Fortschritt, für ein weitblickendes Aufholen verminderten Kulturschaffens und die Heranbildung praktisch tätiger Menschen.

Besinnliches bietet auch die Studientagung am Ritten. Ich wiederhole mich, wenn ich anführe, daß diese Veranstaltung auf die Probleme abgestellt ist, die uns Junge in der Heimat am nächsten berühren. Der Rahmen des Gesamtbildes war weit belassen. Leider fand sich aber nur eine kleine Zahl von Kollegen ein, die sich ehrlich bemühten, die gestellten Probleme zu bewältigen. Ich will nicht die Interesslosigkeit ankreiden, aber von Bereitschaft unserer Mitglieder zur Mitarbeit und Teilnahme kann man auch nicht gut reden. Soll diese Abwesenheit, auch bei anderen Veranstaltungen, symptomatisch sein für das häufige Fehlen des Hochschülers im öffentlichen Leben unserer Heimat? Nicht selten haben der jugendliche Schwung, die Begeisterung und neue Ideen der Studenten Wandlungen und Neuerungen gezeitigt. Gerade auch wir vertragen so manchen Sauerteig bei der Erneuerung der Struktur unseres Volkskörpers und der endgültigen Beseitigung der Folgen eines vieljährigen Stillstandes.

Mit freundlicher Genehmigung des Autors drucken wir hier einen Teil des Vortrags ab, den Alexander Auer, Präsident des Oesterreichischen College, bei den Alpacher Hochschulwochen 1960 gehalten hat. Die Red.

Für das vergangene Jahrhundert und für die ersten Jahrzehnte unseres eigenen war Kultur — in Europa zumindest — fast synonym mit Nationalkultur. Lediglich der Vielvölkerstaat der Oesterreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie mag hier, mit einem Teil seiner Entwicklung zumindest, eine Ausnahme gebildet haben. Die Bindung dieses Kulturtypus an den nationalen Staat war so eng, daß man sich allen Ernstes bemühte, für jede historisch unterscheidbare Kultur auch ein bestimmtes Volk als deren sogenannten Träger herauszupräparieren. Dieser Blickpunkt war insofern verständlich, als ja tatsächlich die Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts fast als das Produkt nationaler Kultur angesehen werden konnten. Sie wurden vielfach eben als das politische Resultat dieser Kulturen, oder als die Inkarnation bestimmter Nationalkulturen innerhalb der Sphäre des Politischen angesehen, was übrigens sehr oft auch ihrem Selbstverständnis entsprach.

Heute sind wir in Europa sehr weit davon entfernt, dieses Verhältnis im gleichen Sinne anzuerkennen. Viel weniger hat dazu eine beträchtliche Anzahl von bedeutenden universal-historischen Studien — ich nenne die Namen Toynbee, René Grousset, Hans Freyer, Sorokin und Spengler — uns gelehrt, daß der Begriff der isolierten, monadenförmigen Nationalkultur nicht ausreicht und daß wir andere Begriffe brauchen, um unsere eigene Kultur zu verstehen und ausreichend beschreiben zu können. Viel mehr als diese gelehrten Untersuchungen haben die historischen Ereignisse selbst, die wir erlebt und erlitten haben, uns einen neuen Horizont erschlossen. Wir haben gesagt, daß die nationalen Kulturen oft den nationalen Staaten vorausgegangen sind. Das vorige Jahrhundert endlich hat die geistige und politische Synthese von Staat und Nationalkultur vollzogen, während wir selbst dabei sind zu erleben, in welchem außerordentlichen Maße die Kultur imstande war, die politischen Katastrophen und Untergänge unserer verschiedenen Nationalstaaten zu überleben. Nur beginnt diese Kultur immer weniger nationale Kultur im traditionellen Sinn zu sein, vielmehr erscheint sie übernational

oder kontinental und erweist sich täglich mehr als solche. Ob die Vitalität Europas ausreichen wird, auch diese Kultur in einem Staatswesen gesellschaftlich und politisch zu intensivieren und ob die Situation der heutigen Welt dies zulassen wird, ist eine der offenen Fragen unserer Lage und gleichzeitig, wie es mir scheint, eine der wichtigsten politischen und kulturellen Entscheidungen für das Ueberleben und die Entwicklung der europäischen Völker.

Ein anderer Komplex von Problemen, der mir einer grundsätzlichen Befassung sub specie „Kulturpolitik“ zu bedürfen scheint, besteht in der Isolierung und Absonderung der einst zusammenhängenden Lebens- und Kulturbereiche. Die früheren, religiös, ständisch und national determinierten Phasen haben alle ein enges aufeinander Bezogensein der ästhetischen und ethischen Elemente einer Kultur verwirklicht. Die besondere Struktur dieses Zusammenhangs war ja gerade das Kriterium der Kohärenz dieser Kultur einerseits, ihr unterscheidendes Merkmal untereinander und gegeneinander andererseits. Heute scheint mir dieser Zusammenhang aufgehoben zu sein. Jedes Gebiet scheint mit aller Kraft danach zu streben, sich zu verselbständigen und so die Möglichkeit eines Zusammenhanges zu leugnen. Die einzelnen verselbständigten Gebiete der Kultur stützen sich nicht mehr gegenseitig. Selbstverständlich akzeptieren sie keine gemeinsamen Kriterien, nicht einmal in dem Ausmaße, das eine zusammenhängende Analyse tolerieren würde. Zum Beispiel werden die Künste isoliert von der Gesellschaft, die Politik isoliert von der Bildung, die Technik isoliert von Moral und Ethik. Jedes Gebiet ist darauf verwiesen, einen nur seiner Sonderexistenz dienenden Weg zu gehen.

Der menschliche Typus, den diese Entwicklung erzeugt und den sie zu ihrer weiteren Ausbreitung braucht, ist der Spezialist. Er wird zum beherrschenden Ideal des heute gültigen Erziehungssystems. Je perfekter dieser Spezialist ist, um so weniger gehört er noch irgendeiner wirklichen Kultur an. Er beherrscht minutiös die besonderen Kenntnisse seines Spezialgebietes und ist gleichzeitig ein Barbar und ein Fremder in bezug auf den großen Zusammenhang, innerhalb dessen jedes einzelne dieser Gebiete sich konstituieren konnte.

(Fortsetzung Seite 11)

Die Verbindungsmänner berichten von der Abwicklung eines reichen Arbeitspensums am Hochschulort. War aber auch jeder Südtiroler Hochschüler nach Möglichkeit bei den verschiedenen, interessanten Veranstaltungen dabei? Am Hochschulort werden die Kameradschaft und die Gemeinschaft gefestigt und wird die Gelegenheit kulturellen Schaffens geboten. Hier stellt aber auch jeder Südtiroler ein Stück Heimat dar. Viele Freunde bemühen sich, das Südtiroler Volk zu fördern und zu unterstützen. Der Hochschüler

sollte sich zuerst dieser Hilfeleistung würdig erweisen und durch sein Verhalten und sein zielstrebiges Handeln den Dank abstatten.

Wir haben es nun anderen Kollegen überlassen, die Geschicke der Hochschülerschaft in die Hand zu nehmen. Neue Kräfte bringen neuen Idealismus und neue Ideen. Mögen sie weiter aufbauen, um der Zielsetzung des Verbandes gerecht zu werden und unabhängig und aufrecht den Beitrag zu leisten, den uns allen die Heimat abverlangt.

Albin Hofer

FEUILLETON

Besuch in der alten Heimat

von Franz Eumler

Die Littorina ist ein Dieseltriebwagen, langgestreckt und gelbbraun; auf ihrem Stirnfenster kleben hingeklatscht die Mücken und Falter und die weißen Häute der Apfelblüten. Darunter auf einer verchromten Leiste blitzt das Wort „Breda“. Die Uebergabe von Breda — der Ort liegt in der Vergangenheit. Heute werden in Breda die Littorina-Wagen erzeugt, stumpfbraun schieben sie sich vor zwischen Reisfelder. Aber am Ende paßt die Farbe auch hier, wo sie ins Gebirge hämmern, vor den verkarsteten, mit Wacholder betupften Hängen.

Das Dorf liegt 946 m hoch, der Wein wächst nicht mehr in dieser Lage. Aber es gibt Obstbau. Die Apfelbäume werden dreimal gespritzt im Frühjahr, so daß es zuzeiten wie eine Giftwolke über den Gräsern liegt. Diese Obstwälder sind Fabriken, eine aufgepflügte „Baumscheibe“ düstet mit Chemikalien um jeden Stamm. Der Vetter trägt den blauen Schurz, er ist Bauer, er sagt: Jetzt hat unsere Genossenschaft ihr eigenes Kühlhaus, da bleibt die Ware frisch bis zum Frühjahr, wir müssen die Ernte nicht mehr nach dem Pflücken verkaufen! Der Mann, der auf Besuch gekommen ist, hört zu. Er weiß, sein eigener Vater hat als er noch jung war und noch lebte, vor fünfzig Jahren mit dem Obstbau angefangen in der Gemeinde. So haben es die Verwandten immer erzählt: Diese Bäume hat dein Vater gepflanzt, er ist in den Ferien aus der Stadt gekommen und hat den Leuten zugeredet: Pflanzte Bäume!

Der Mann hat das Wort behalten, und manchmal hat er im Norden erzählt von diesem Land, aus dem sein Vater stammt und in dem er selber geboren ist. Die Leute reden so gerne davon, wo sie herkommen. Der eine hat ein Haus geerbt, der andere einen Namen, es soll immer ein wenig Glanz und Würde dabei sein. Er hatte sagen können: Dieses Land da unten — meine Verwandten — ich besuche sie jedes Jahr — es ist meine Heimat. Ein merkwürdiges, besonderes Land; es kommt etwas vom Süden herein, es sieht aus wie Griechenland ohne Meer. Die winzigen grauen Kirchen aus dem neunten Jahrhundert stehen auf den Hügeln, und der Stamm der Leute ist noch älter. Meine Verwandten sind vom Berg heruntergekommen. Der eine hat ein Haus geerbt, in das Dorf, es soll eine Urkunde geben. Und das Dorf sogar ist aus Stein gebaut, mit tiefen Kellern wie Höhlen. In den Pappelhainen laufen die Wasserleitungen für die trockenen Aecker, sie sind aus der römischen Zeit, Efeu und Pappelhain, und herunter glänzen die Obstwälder mit ihrem Laub...

Es klang wie eine Sage, erhob aber Anspruch auf Gegenwart, wenn der Mann auch ein wenig übertrieb. Nicht jedes Jahr kam er, und immer nur zu kurzem Besuch. Aber wer übertrieb nicht, wenn er erzählt: alles Erzählen ist Uebertreibung.

Niemand hatte ihn abgeholt, aber soweit kannte er sich aus: den Weg links ab, das Stationsgebäude in italienischer Manier erbaut mit Fensterschlitzern und Andeutungen von Säulen und winzigen Balkonen; dann das Arbeiterheim: Kino und Spielsaal der italienischen Gewerkschaft; dann deutsch das Widum (Pfarrhaus) und das Armenhaus; dann italienisch die Bar Milano mit hellblauen, halb abgeblättern Riesenschriftzeichen über der Tür. Von

da an war das Dorf auch die Hauptstraße entlang deutsch.

Die Hauptstraße, sagte später der Vetter, überall schon führt sie außen herum, wir sind noch rückständig. Und die guten Grundstücke mit den Obstkulturen will niemand hergeben. Da wollen die Alten nicht mittun. Aber die Jüngeren geben nicht nach!

Wir Jüngeren — das heißt hier: ich, der Sohn. Der Vetter führt jetzt die Zügel auf dem Hof. Dreimal die Woche steht er um zwei Uhr früh auf. Auch das ist wieder ein Stück Sage: nach festen Zeiten, die seit Jahrhunderten so bestimmt sind, gehen die Bauern in den Pappelhain hinauf und setzen in den uralten Graben die Wehre. Abgemessen nach den Himmelszeichen leiten sie das Wasser auf ihre Aecker. „Wenn die Sonne über dem Dreierloch aufgeht, gehört das Wasser uns; wenn sie auf Planal scheint, gehört es dem Nachbarn“ — aber man kann auch auf die Leuchtziffern an der Armbanduhr sehen; in der Wasserrolle auf dem Gemeindegang sind längst die Uhrzeiten eingetragen. Der Vetter führt auch die zwei prallen Hasflinger am Zügel. Die zwei Schwestern helfen mit, auch die Eltern leben noch im Hause.

Es ist Feierabend, alle sind in der Stube. Der alte Tata sitzt auf dem Sofa, den Hut in die Stirn gedrückt. Nun fallen ihm die Augen zu — er ist eingeschlafen. Die alte Tante, die Mutter, sitzt neben ihm. Sie hat die Schuhe ausgezogen und die Beine auf das Sofa gelegt. Nach einer Weile steht sie auf und ruft die Schwestern zur Arbeit: He, geht füttern, Stall machen, das Vieh wartet nicht!

Der Tata schlägt die Augen auf. Er sieht auf dem Sofa, wo vordem die Bäuerin gesessen hat, den leeren Platz; er besinnt sich und geht. Der Vetter legt den Schurz ab, streckt sich auf das frei gewordene Sofa und blickt gegen die Balkendecke. Dann sagt er: Ja, dein Geld; ich habe es dir aufgehoben, ich gebe es dir dann! — Der Mann sagt: Das ist nicht eilig, es ist auch nicht viel! — Der Vetter sagt: Nein, nicht viel!

Der Vetter hat kein leichtes Leben. Abends um neun geht er zu Bett, und er braucht dazu nicht lange. Kaum ist er aus den Kleidern, dreht er das Licht ab, und zwei Minuten später atmet er im Schlaf. Um halb fünf Uhr früh steht er auf, wenn es nicht überhaupt zwei Uhr ist wie an den Tagen, an denen er „wassern“ geht — für ihn ist es nicht eine Sage, sondern blinde Arbeit. Um halb fünf also ist er schnell wieder angezogen, und auch später um acht ist er noch nicht fein hergerichtet, sondern kommt vom Pferdestall, Zwischen dem kalten Backofen und dem eisernen Tischherd steht die Wasserbank, er läßt unter dem Hahn die Blechschüssel vollaufen, wäscht sich, schüttet das Wasser in den grauen Eimer, spült die Schüssel aus. Er holt sich vom Herd den Topf mit Brennsuppe und die Schüssel mit dem Sturz. Dann zwängt er sich hinter dem Tisch auf die schmale Bank, schlägt nach den Fliegen, und mit dem Löffel bricht er sich von dem Sturz etwas ab. Er taucht den Löffel dann in die Suppe, so nimmt er ein paar Mal und stellt Topf und Pfanne zurück auf den Herd, damit sie warm bleiben für die Schwestern. Die haben noch nicht Suppe gegessen, sie sind mit der Milch in die Sennerei und kommen mit

der Buttermilch wieder. Sie holen sich jedes, wie sie gerade Zeit haben, den Topf vom Herd, löffeln im Stehen oder am Fensterbrett. Sich hinzusetzen haben sie nicht Zeit, obwohl die Hauptarbeit nun immer zögernd beginnt, in einer Spannung von Fragen und Unlust. Was man tun wird, hängt von zu vielen Dingen ab, als daß man es voraussehen könnte. Der Vetter will Mist ausfahren, aber der Regen hat den Weg zum Moos hinaus grundlos gemacht. Auch von den Maschinen kommt Unterbrechung. Lena, hilf aufladen, ich muß am Elektromotor die Wicklung flicken, der Tata soll Weizen mahlen heute! — Später mahlt der Tata, er schüttet die braunen Körner in den Mahlkasten. Der Kasten zittert; die Lade, in die sich das feine Mehl siebt, hüpfert hin und her, wie der Motor surrt; und der Tata achtet auf die klatschende Transmission, damit sie nicht abspringt; er sieht auf die Spinnweben, die sich mit Staub vollsacken. Draußen geht inzwischen der Vetter neben dem vollgepackten Mistwagen zum drittenmal auf den Acker; die Bauern haben Stroh auf den grundlosen Weg geworfen und ihn fahrbar gemacht.

Mittags steht das Essen auf dem Tisch, aber der Vetter muß noch die Pferde tränken. Als er kommt, wollen die andern nicht länger warten; gleich brechen sie los mit dem Gebet. Er betet mit. Dann taucht er die Hände ins heiße Wasser, nimmt seinen Löffel und setzt sich an die Schüssel. Er bläst über den Löffel hin. Man hat wenig zu reden, man hat auch nach dem Essen wieder zu beten: Vater-unser und Englischen Gruß; und bei der Stelle „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ machen alle eine Kniebeuge. Die Mutter räumt das Geschirr weg, die Schwestern waschen ab. Es dauert nicht lange, geht der Vetter in die Stube. Er nimmt einen Brief, der gekommen ist. Aber er liest ihn wieder hin; jetzt paßt es nicht, ihn zu lesen. Erst am Sonntag kommt er dazu, den Brief zu öffnen. Sonntag ist, weil die Stallarbeit nicht ausfallen darf. Arbeit bis acht Uhr früh. Dann läuten die Glocken zur Kirche. Der Vetter geht, aber plötzlich steht er irgendwo im Dorf auf der Straße. Auch andere junge Leute stehen da. Sie treten zur Seite, weil Autos durchfahren: Omnibusse, Lustfahrer, ausländische Autos.

Die Tante geht gebückt, es zieht sie nach vorn zur Erde. Sie ist eine kleine Gestalt geworden mit den Jahren, und ihre Augen blicken immer fragend, als wüßten sie von dieser Hinfälligkeit, und ihr Mund scheint es mit einem geduldigen Lächeln entschuldigen zu wollen. Morgen fährst du schon, warum? sagt sie zu dem Mann, wann werden wir dich wiedersehen, wann kommst du wieder?

Es ist der letzte Abend für den Mann, und beinahe hätten sie es nun doch vergessen: das Geld, ach ja, aber es sieht nach mehr aus, als es ist, lauter Scheine! Der Vetter bringt es herbei: Geld und Belege — die Postabschnitte der Provinzzeitung, an die der Mann seine Berichte geschickt hatte; und die Zeitung hat das Geld dem Vetter überwiesen. Nun liegt es da, ein Wust Papier, und der Vetter sagt: Ich wundere mich, daß die Bezahlung so schlecht ist. Aber könntest du nicht mehr bekommen, wenn du einmal etwas von uns hier schreibst, von deiner Heimat?

Der Mann antwortet: Ja, vielleicht. — Aber er denkt: Pappelhain und alte Wasserleitung wie soll ich so etwas schreiben?

Der Vetter sagt: Du müßtest eine Zeit hier bei uns bleiben und in der Gegend herumfahren.

Die Tante sagt: Aber laß ihn! Was soll er schreiben von uns hier? Da ist nichts!

Der Vetter sagt: Da ist genug! Wenn einer herumfährt und sich dafür interessiert — da gibt es noch immer Geschichten von den alten Burgen, den alten Geschlechtern!

Der Mann sagt: Das ist nicht so leicht! Er denkt: Genau das kann man nicht

schreiben. Aber der Vetter würde es nicht einsehen. Ich lebe nicht wie er; wenn ein Brief kommt, mache ich ihn auf; und abends brauche ich länger als eine Minute, um mich auszuziehen; und ich schlafe nicht sofort ein; und mittags möchte ich Zeit haben, während sie sich hier bloß Zeit zum Beten nehmen und sich nicht begnügen mit kurzen Eßsprüchen, sondern ordentliche festgemachte Gebete hersagen, den ganzen Rosenkranz am Freitag und Samstag. Was weiß ich denn davon, was er nennt: von uns schreiben. Wie soll ich ihm das erklären: das erste ist die Arbeit, und da müßte man mit darin sein! — Er sagt: Ja, ich müßte eine Zeit hier sein, mit euch arbeiten, euch helfen bei jeder Arbeit!

Der Vetter sagt: Arbeiten, nein. Du sollst dir etwas ansehen. Du könntest auf den Berg gehen, wo wir herkommen. Ich war nie droben. Aber da ist doch eine Ueberlieferung, daß unsere Vorfahren oben auf dem alten Hof Laggär gewohnt haben und wenn du dich ein bißchen um die Urkunden kümmern würdest, da gäbe es doch etwas zu erforschen für dich, und dann hast du schon eine Geschichte.

Ja, sagt der Mann. Aber plötzlich meldet sich die alte Tante: Urkunden? — Das ist alles nur eine Sage! Ich weiß genau, was der Großvater immer erzählt hat: Mit fünfzehn Jahren ist er vom Berg heruntergekommen und hat nichts gehabt als drei Gulden im Taschenloch und seine zwei Hände zum Arbeiten!

Sie sagt es mit laut rasselnder Stimme. Der Mann blickt betroffen auf den Vetter, der sich in seinem redlichen Wohlstand und Arbeitsstand eine Sage gern geleistet hätte. Er will etwas einwenden. Aber die Tante wiederholt hartnäckig: Drei Gulden und seine zwei Hände zum Arbeiten, mehr war nicht!

Dem Mann gehen die Worte nach. Er hat nun gehört, woher er kommt und abstammt. In der ruhigen Küche, vor den gelben Augen der alten Frau blieb nichts als dies: Schweigen, Vergessen. Was gilt und womit es beginnt; mit drei Gulden und Arbeit.

Auf der Hauptstraße ist es noch ruhig. Von der Bar Milano singt ein Lautsprecher, Stimmen lärmten aus den hellen offenen Fenstern. Vor der Krämerei steht eine Gruppe Männer. Sie scheinen eben angekommen zu sein. Sie tragen Rucksäcke, dicke Ueberzüge und bunte Halstücher. Einer spricht und gestikuliert, die andern hören zu. Die Schwester sieht hin. Zu Hause sagt sie: Die Zugvögel sind da! — Der Vetter sagt: Ah, hast du sie gesehn! — Der Mann weiß sofort, daß er diese Gruppe Männer meint. Der Vetter sagt: Zugvögel, Wanderarbeiter; diese kommen aus der Po-Ebene. Sie fahren los in kleinen Trupps, irgendwo steigen sie dann aus und suchen Arbeit. Und ein paar Tage dauert es, da stehen sie so herum. Dann haben sie plötzlich Arbeit gefunden. Und jedes Frühjahr kommen sie; das ist das sicherste Zeichen, daß Frühjahr wird!

Der Mann tritt vor die Tür. Er sieht die kahlen Hauswände die nüchternen scharfen Giebel, alles Stein und zusammengeknüppelt. Es ist doch zum Verwundern — das Dorf sieht aus, als gäbe es kein Holz und als läge es tief in Italien; vielleicht kommt da doch etwas heraus: alter Ueberrest, Pappelhain und Wasserleitung und Wasserleitungen. Die Sage läßt sich nicht so einfach unterdrücken. Vielleicht enthält sie etwas Wahres?

Der Vetter kommt durch den Flur heran. Der Mann sagt:

Alles aus Stein, und oft habe ich mich schon gefragt...

Ja, viele fragen, sagt der Vetter. Dabei ist es ganz einfach der Brand. Dann erzählt er: Um die Jahrhundertwende ist das Dorf abgebrannt. Kein Haus ist geblieben. Die Regierung aber, damals die österreichische, hat sofort wieder auf-

bauen lassen und dazu einen Militärarchitekten bestellt und der hat sich, weil Italien so nahe gewesen ist, von dort Baumeister und Arbeiter geholt. Die Italiener sind ja immer bekannt gewesen für solche Arbeit, damals schon Wanderarbeiter, gute, schnelle Maurer; in einem Jahr auch haben sie das Dorf wiederaufgebaut, und es hat nur dann ganz so ausgesehen wie eines von ihnen unten, und das ist nun geblieben.

Für den Mann ist die Geschichte neu. Ein Dutzend Mal ist er in der Heimat gewesen, niemals hat er gefragt, sondern sich sein Gebäude aus Sage gemacht. Nun auf einmal bricht es überall ein, und das Gespinnst entschleiert sich; und was bleibt, ist nicht mehr Sage.

*

Zweimal kommt der Rohhändler selber, mehr kann er seinem Ansehen nicht zumuten. Aber dreimal schickt er den „Faschaner“ voraus, seinen Gehilfen, Agenten, einen schlauen Zechbruder, den man sonst nur in Wirtshäusern sieht. Er spürt für den Händler die Kauf Gelegenheit auf. Er merkt sich die Höfe, in denen Fohlen heranwachsen; er kennt die Leute, weiß Bescheid, wer Geld hat und wer welches braucht; danach stimmt er seine Rede ab. Und wenn in einem Haus Geld nicht nötig gebraucht wird, muß er es sich gefallen lassen, vor der leeren Wand zu sprechen. So hier: Die Tante kommt durch den Stall in den Hof. Sie sind da! Sie wollen nicht warten!

Der Vetter begreift sofort. Es paßt ihm, daß eben der Schneefall aufhört. Nun kann er doch auf den Acker fahren. Er kann die Spielregel einhalten, daß er, der verkaufen will, nicht zu Anfang schon da ist.

In der Küche trifft die Gesellschaft zusammen. Der Faschaner springt auf wie ein Clown, klopft mit seinem Stock auf den Boden, läßt die Rede fließen.

Der Händler sitzt götzenhaft stumm auf der Holzkiste. Die Tante antwortet dem Faschaner, als ob alles Scherz wäre — von Verkauf keine Rede. Endlich springt der Händler zornig auf. Er weiß von vornherein, daß der Vetter absichtlich weg ist; jetzt darf er es zeigen. Aber auch das ist nur künstliche Szene: er läuft dunkelrot an, erklärt, daß er sich nicht hinhalten lasse, daß er überhaupt nicht mehr kommen werde, und rennt fort. Der Faschaner, eben noch ein munterer Possenreißer, lehnt schlaff am Türpfosten wie ein Gummimännchen, dem die Luft ausgegangen ist. Dramatischer Abgang und Neinsagen. Aber die Tante sagt: Die kommen wieder!

Es ist noch Zeit bis Mittag, und der Mann geht dem Vetter nach auf den Acker. Er trifft ihn oben auf dem Grundstück über Loretz. Er breitet den Mist aus. Er rückt langsam vor bis ans Ende des Ackers. Dort fängt ein Obstgarten an, und nun macht der Vetter Pause. Er zeigt auf die jungen Bäume und sagt: Die haben wir nachgesetzt im vorigen Jahr, damit kein Ausfall entsteht, die alten nämlich — aber das weißt du doch, sagt er nach seiner Weise, daß die alten Bäume noch von deinem Vater sind?

Da erfährt der Mann, daß sich auch hier etwas geändert hat. Die alten Bäume tragen nicht mehr ordentlich, seit ein paar Jahren geben sie nur noch wenig Ernte. Ihre Kraft ist zu Ende nach fünfzig Jahren Blühens und Tragens, sie gehören weg. Auch die Sorte hat sich erschöpft, die jungen nachgesetzten Bäume sind von einer andern Sorte.

Die Luft ist zu kühl, daß man sich im Freien hinsetzen könnte. Und es gibt keine zweite Gabel. Der Mann steigt durch den Gebüschrand hoch. Zwischen den Felsenklippen, auf dem Punkt über Loretz, bleibt er stehen. Zu seinen Füßen dampft der Acker von dem Mist, wie der Vetter ihn auseinandergabelt. Der Mann sieht hinunter. Er denkt: Hier auf diesem Punkt, aber das Buch hat dann doch „Fortgehen“

geheißen; zuerst für den Vater damals, und nun für mich; ich kann nur noch wiederkommen — jemand, der auf Besuch kommt.

Heimzu sitzen sie auf dem leeren Leiterwagen. Sie sind kaum im Haus, steckt der Faschaner den Kopf durch den Türspalt. Wenn der Vetter wolle — der Händler habe sich aus Zufall noch verweilt, sei im Wirtshaus — ob er kommen solle? Und nun geht alles wie längst abgemacht, als habe der Händler keinen Laut von Nichtwiederkommen gesagt. Er besichtigt das Fohlen, auf halbem Weg einigt man sich. Der Händler seufzt, es sei ohnehin ein Verlustgeschäft für ihn. Der Faschaner feixt und läßt sich den Rotwein schmecken, den die Tante nun auf den Tisch bringt. Der Händler bezahlt mit einem Scheck, der in Vicenza ausgestellt ist, aber er kann sich die Suada der Versicherungen ersparen, daß der Scheck gut sei. In dem Vetter hat er einen Mann vor sich, der sich in solchen Dingen auskennt. Der Faschaner beginnt, weil alles so leicht geht, wieder zu tänzeln. Mit euch ist es ein bequemes Geschäft, ihr seid nicht so närrisch wie die Bergler. Wenn wir am Berg zu tun haben — glaubt ihr, die Holzköpfe nähmen einen Scheck?

Die Tante sagt: Die auf dem Berg wollen den Gulden springen sehen!

Der Vetter sagt: Die wissen auch nicht, was ein Scheck ist; die wissen nicht, daß ein Scheck aus Vicenza so gut wie bar Geld ist!

Der Händler sagt: Bravo! — Man sieht ihm an: gern hätte er von dem Viehmarkt

Am Rande

Der Schriftsteller braucht nun einmal die Wand, vor der seine Menschen sich abheben können, er braucht ... die unbezweifelten Normen der kleinsten Gemeinschaft: Nur die Heimat gibt seinen Geschöpfen Leben und Blut; nur die exakteste Topographie ermöglicht es ihm, den Menschen Kontur und Atem zu geben, den Tieren, Gespenstern und Geistern Stimme und Verständlichkeit zu leihen.

Walter Jens

in Vicenza geprahlt. Aber ihm steht es zu, mit Worten götzenhaft zu sparen. Er erhebt sich, und der Faschaner trinkt eilig den Wein aus. Dann strecken beide nach Bauernweise die Hand vor, als wollten sie ein Loch in die Luft bohren. Es ist ein Händedruck, Hand rührt einfach gegen Hand. In der Tür dreht sich der Faschaner um: Morgen komm' ich und mach' euch Platz im Stall!

Essen und Gebet; aber schon während des Absatzes „Und das Wort ist Fleisch geworden“ steht ein neuer Besuch unter der Tür, der Nachbar. Er bringt die Klauenschere mit. Die Schwestern holen die Kuh Rosa aus dem Stall und binden sie an dem Pfosten des Schuppendaches fest. Der Vetter schneidet, der Nachbar hebt den Kuhfuß hoch, die Schwestern und die Tante pressen sich gegen den Körper der Kuh, die mit Gewalt zurückdrängt. Da kann auch der Mann helfen. Die Kuh, wie sie zerrt, ist kaum zu bändigen, dem Nachbarn treten die Adern an der Stirn vor, und einen Augenblick später springt er zurück. Er hat diesen Augenblick abgepaßt, in dem die Kuh ausschlägt. Nur ruhig! sagt der Vetter; und die Schwestern vorn kralen die Kuh zwischen den Hörnern. Dann packen alle wieder zu, und der Vetter schneidet die tiefen Verwachsungen frei, Horn und

(Fortsetzung nächste Seite)

Schönberg in Wien

Zeitgenössische Werke der Kunst, die man in Wien auf die Bühne bringt, erreichen hier selten ihr Publikum und erfüllen damit kaum ihren Sinn. Lieber, als sich auf ungesicherten Boden zu begeben, erfreut man sich an gut gespielter Klassik, nachsichtig und ungläubig „Modernes“ zwar dulnd, doch ohne rechte Teilnahme, wohl aus dem anhaltenden Gefühl heraus, in vergangenen Jahrhunderten doch wahrlich seinen Beitrag zum „ewigen Vorrat“ der schönen Künste schon geleistet zu haben.

Als die Städtische Oper Berlin — in einer Reihe von Veranstaltungen unter dem Thema „Berlin grüßt Wien“ — die Zwölftonoper „Moses und Aron“ von Arnold Schönberg aufführte, war das eine Sensation. Es soll hier von einem nicht kompetenten Zuschauer kurz darüber berichtet werden.

Nie zuvor ist ein Stoff Moses und Aron vergleichbar auf die Opernbühne gebracht worden. Schönberg entnahm ihm dem Alten Testament. Hier fand er die Handlung: die Berufung Moses', der Auszug aus Aegypten, der Abfall von Gott. Hier fand er die religiöse Offenbarung: die Verheißung Gottes, die Gesetze, die Gott dem Volk durch Moses gab. Hier fand er die geistigen Spannungen: Aron, der für die Anbetung des goldenen Kalbes verantwortlich wird.

Der Gang gegenüber der Handlung ist nur abgeändert, um den biblischen Gedanken noch schärfer herauszustellen. Die Dramatik ergibt sich aus den antithetischen geistigen Orten, die die Brüder beziehen: auf ihre Grundaussage zurückgeführt, ist es der Kampf zwischen Gotteswort und Magie, dem Unvorstellbaren und dem Sichtbaren, dem Geist und dem Fleisch, dem Gesetz und dem Bild. Die Handlung ist der Kampf um die allesbeherrschende Idee Gottes, des Allmächtigen, Ewigen, Unvorstellbaren. Dabei ist sie von großer Einfachheit: Gott und Moses, Aron und das Volk werden zu Gegenspielern. Die übrigen Personen sind Typen, Vertreter, das Volk ist die stets schwankende Masse.

In fünf Bildern spielt sich der Gang der Handlung ab. Moses ist das zwischen der Offenbarung Gottes und dem Volk vermittelnde Wort nicht gegeben. „Ich kann denken, aber nicht reden.“ Aron ist sein „Mund“, der vorgibt, „zum Herzen“ zu reden, wo Moses „zum Hirn“ spricht. Gedanke und Wort, Gefühl und Form stehen getrennt und unveröhnlich da. Im dritten Akt erst erkennt Moses: „Dienen, dem Gottesgedanken zu dienen, ist die Freiheit, zu der dieses Volk auserwählt ist...“ und wirft Aron vor: „Verraten hast du Gott an die Götter, den Gedanken an die Bilder, dieses auserwählte Volk an die anderen.“ Zuletzt bleibt der Weg in die Wunschlosigkeit der Wüste: „Aber in der Wüste seid ihr unüberwindlich und werdet das Ziel erreichen: vereinigt mit Gott.“

Unheimlich und zwingend ist die Wirkung, die das hochkomplizierte polyphone Meisterstück auf den Hörer hat. Gesungene und geflüsterte Stimmen greifen vielstimmig ineinander, auch das rhythmisch gesprochene Wort

ist in die Polyphonie eingeordnet. Es ist in diesem Werk nicht möglich, Idee und Handlung, Wort und Musik auch nur an einer einzigen Stelle voneinander zu trennen. Bestimmend, auch für die Singstimmen, ist der Geist der Sprache, der alles beherrscht. Er hat das Uebergewicht über das sinnliche Element der Musik, die hier nicht mehr emotional empfindbare Schönheit vermittelt, wohl aber durch einen ungewöhnlichen Ernst in Bann schlägt.

Letztlich ist „Moses und Aron“ — den man mit der Matthäuspassion vergleichen hat — ein Glaubensbekenntnis Schönbergs aus dem Geiste des Alten Testaments. Der Kampf Moses' um die Wahrheit, ihre Erkenntnis ist ein Menschenschicksal, das zeitlos ist.

Meisterhaft war die Aufführung durch das Berliner Ensemble. Bestechend die Inszenierung von Gustav

BERLIN IST KEINE STADT

(Fortsetzung von Seite 2)

des Rektors die Universität besichtigen könne und der sei nicht da... Ich wehrte mich ein wenig, sagte, ich sei ja kein universitätsfremdes Element, sei selber Student; sagte etwas von akademischer Freiheit und so fort. Das war Oel ins Feuer, nun gab es keinen Pardon mehr, er wies mir die Tür. Ich ging, zuerst wieder an Marx und dann, draußen vor der Tür, an Wilhelm von Humboldt, vorbei.

Es war notwendig gewesen, die ganze Skala zu durchlaufen, die Intransigenz der Institutionen und die Ueberlegenheit des Lebens zu erfahren, um allen Patentlösungen aufzukündigen. Es war außerdem zu bedenken, daß hier eine Staatsform, die zweifellos alle Voraussetzungen für eine Perfektion der Diktatur in sich trug, sie dennoch nicht — aus welchen Gründen auch immer — zur Gänze wahrnahm; war vielleicht der Höhepunkt der Barbarei in unserem Jahrhundert schon überschritten, kündigten sich Auseinandersetzungen ganz anderer Art an? Mußte man's paradox nennen, daß mir diese leise Hoffnung ausgerechnet auf diesem Boden kam? Immerzu galt es, das Leben, das verwundbare und das unbändige, als unantastbares zu schützen und zu hüten, die Freiheit stand auf einem anderen Blatt, die konnte man allerorten verscherzen. Wir lebten in einer Zeit, wo Schutz des Lebens und Sicherung des Friedens mit einer Vehemenz und Evidenz aufeinander angewiesen waren wie nie zuvor in der Geschichte. Das wies den Weg, der — fernab von aller Bagatellisierung oder Radikalisierung der Gegensätze — durch harte und strenge Kämpfe geistiger Art hindurch zum Frieden führen mußte, zum Schutz des Lebens aller Menschen. Hier war die Chance (für uns und für die von drüben), unsere Energien, unseren Mut und unsere Leidenschaft aufzuwenden für dieses Ziel, für das Gespräch zwischen allen, für die Verständigung, — meinetwegen auch im Sinne dessen, der dran glaubt: — fürs Gebet.

Sellner und Bühnenbild und Kostüme von Michael Raffaelli. Die Gestalten — in leuchtend bunten Farben, grünen, blauen, violetten, orangen Gesichtern und Kostümen — blieben in exakten, knappen Bewegungen innerhalb des Symbolhaften. Von wunderbarem Einfallreichtum die Tänze, die gleichermaßen durch Harmonie bezauberten und interpretierend ausdrückten. Josef Greindl sah man diesmal rezitieren, da ihm als Moses das Singen verwehrt war. Aron, sein Gegenspieler, dem ausführliche Kantilenen zugeteilt waren, wurde von Helmut Melchert dargestellt. Der Verantwortung, Schönbergs so umstrittener Komposition gerecht zu werden, entsprach der Dirigent Hermann Scherchen durch außerordentliche Einfühlung und die sammelnde Kraft, die diese ganze Vielfalt musikalischer Formen verlangt, um ein sinnvoll geschlossenes Ganzes zu sein.

Das Wiener Publikum dankte mit langanhaltendem, beeindrucktem, begeisterten Beifall.

Franzi Ogriseg

Die Tage waren um. Die Rückreise begann, durch dieses Land, durch das wir fuhren, das wir nicht betraten. Noch einmal schwelte auf, was der Inhalt unserer Tage gewesen war, plötzlich aber abgerückt und in anderem Horizont. Es konnte nicht sein, es ging hier nicht mehr nur um Grenzfragen, um Geographie, um Tagespolitik, um Ideologie, die waren nur das Außen, Erscheinungsformen. Die Wirklichkeit war größer und umfassender, Berlin war nicht einfach eine Stadt. Berlin war mehr als eine Stadt, Berlin war in uns drinnen, als immerwährende Gefahr und als maßlose Hoffnung.

Konrad Neulich edl

Besuch in der alten Heimat

(Fortsetzung)

Schorf fallen zu Boden. Es erleichtert sie, sagt der Nachbar, morgen komme ich wieder, dann packen wir die andere Klaue, dann helfen wir wieder alle zusammen!

Morgen bin ich nicht mehr da, sagt der Mann. Er sieht über die von den Tritten der Kuh aufgewühlte Erde hinweg. Er sieht die Pirsichblüten vor der grauen Mauer, ein Stück Himmel, aus dem die Sonne scheint. Der Vetter sagt: Ja, morgen, wir können dich brauchen zum Halten!

Er lächelt dünn, er hat diese Worte wie einen Scherz gesagt. Aber auch die Tante fällt nun in diesen Ton ein: Wegen Arbeit bleibt er nicht!

Da muß sich auch der Mann zu dem Scherzton bequemen. Warum nicht, wenn mein Zug nicht ginge, Kubhalten und Klauenschneiden, mit der Zeit würde ich es lernen bei euch!

Tante und Vetter lächeln. Du willst es lernen — Klauenschneiden!

Plötzlich ist nicht mehr viel Zeit, es schlägt zwei vom Kirchturm, und man hat die letzten Minuten mit nichtigen Reden vertan. Aber es gehört sich so — schnell Abschied!

Blieb gesund! sagt der Mann. Ah, unsere Jahre! erwidert die Tante. Dabei wendete sie sich zu dem alten Tata, der eben herzukommt, und zupft ihm einen Strohalm von der Strickjacke. Aus ihrem Gesicht

Presseschau

Lohn der Trägheit

Mag auch dieser Artikel in erster Linie eine Kritik an den Verhältnissen in der deutschen Bundesrepublik sein, so ist er doch nicht ohne Interesse auch für uns. Das hier gezeichnete Bild wird im zweiten, auf dieser Seite abgedruckten Artikel erweitert und vielleicht auch schon korrigiert. Auf jeden Fall: Auch wir sind das eine wie das andere Mal gemeint.

Die Red.

Die Geschichte des deutschen Studententums ist nicht eben reich an erhebenden Augenblicken. Der freiheitliche Geist, der sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch kräftig rührte, wich bald dem Pathos nationaler Kernsprüche: „Dem Freund die Brust, dem Feind die Stirn...“ Den Freideutschen und Jugendbewegten zu Beginn unseres Jahrhunderts folgte immerhin nach dem Ersten Weltkrieg der starke Wille, alle Studenten auf eine neue Weise zusammenzufassen und ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten zu lassen. Vortreffliche soziale Einrichtungen, die heute selbstverständlich sind, stammen aus jener Zeit. Aber bald wurde auch dieser freiheitliche Neubeginn in den politischen Stürmen zerrieben. Sie tobten ja besonders heftig in den Mauern der Universitäten. Und es bleibt die beunruhigende Frage, wie es möglich war, daß die Nationalsozialisten in den Studentenvertretungen weit früher die Mehrheit und die Macht gewannen, als im Staat und in den anderen Gruppierungen der Gesellschaft.

Niemand wird jenen turbulenten, Maß und Geist der Universität zerstörenden Auseinandersetzungen nachtrauern. Indes, was heute sich in den Hörsälen ausbreitet, scheint das genaue Gegenteil zu sein: Interesselosigkeit, Sicherheitsstreben, Laufbahndenken. Allenfalls werden laut und lärmend neue

spricht die Frage: Wann kommst du wieder, und werden wir Alten noch leben, wenn du wiederkommst? Allein geht der Mann dann fort. Der Vetter muß ja aufs Feld, der Himmel hat aufgeklart. Der Mann schleppt an seiner Tasche; Brot und Fleisch und Äpfel vom Vorjahr hat ihm die Tante noch zugesteckt. Er geht an den Zugvögeln vorbei, sie stehen an der Tür des Krämers und haben in der warmen Luft die Ueberröcke aufgeknöpft. Ihre Schar ist zusammengeschmolzen, ein paar haben Arbeit schon gefunden. Er geht am Armenhaus, am Widum und an der Bar Milano vorbei; beim Gewerkschaftshaus biegt er zur Station ein. Da hört er die Littorina schon hämmern. Staubig, braun und schnell, mit Sonnenblitzen an der gläsernen Stirn, fährt sie heran zwischen der knochenweißen Blendung des Marmorlagers. Die Kreuze blicken herüber. Der Mann steigt ein, der Geruch des Dieselöls zieht durch den Wagen der von den Stößen des Motors zittert; und nun bewegt sich's auch schon draußen: die Station — Blumen und Schilder und der Schlagbaum. Der Mann nimmt Platz, bald hat er das Hämmern zu seinen Füßen. Er denkt an den Vetter, der es hören wird auf dem Acker droben — als Echo, zurückgeworfen von den Sagen-Pappelhainen; ach, das alles ist nur eine Sage: das Dorf bleibt zurück.

Rechte verlangt, allenfalls lodert gelegentlicher Zorn empor. Doch wer sich das näher ansieht, wendet sich enttäuscht ab. Sie sind *dagegen*, diese Studenten, sie toben gegen Schlamm und Kuby, gegen Strauß und Niemöller, gegen Bundesregierung und Ulbricht-Regime. Aber sonst? Jeder geht seiner Wege und möchte möglichst wenig behelligt werden. Die Universität — die freie Vereinigung von Forschern, Lehrern und Studierenden — interessiert nur insoweit, als sie eine Ausbildung gewährt, die man dann später „braucht“. Die paar Tumulte täuschen nicht darüber hinweg: Die Mehrheit sucht den Erfolg und die Sicherheit.

Die Beispiele sind niederschmetternd. Jahrelang hat es geheißt, der Zwang zur Werkarbeit beeinträchtigt das Studium. Wer sich sein Geld verdienen müsse, könne in Hörsaal und Seminar nur noch das Wichtigste tun. Für die Anreicherung einer allgemeinen Bildung habe man keine Zeit und kein Geld. Aber inzwischen ist das Geld da. Rund 40.000 Studenten erhalten eine monatliche Zuwendung von 150 oder 200 Mark, nämlich alle, die dieses Geld brauchen und eine hinreichende akademische Bemühung nachweisen können. Bei allen Mängeln im einzelnen wird niemand ernsthaft sagen können, die deutschen Studenten litten insgesamt schwere materielle Not. Sind die Studenten aber nun, da es ihnen alles in allem besser geht, freier geworden? Freier zum Studium, zur Umschau in all den anderen Bereichen, die die Universität anbietet? Die Professoren antworten mit einem blanken Nein.

Einige Zahlen belegen diese Trägheit. Die Stipendien nach dem „Honnefer Modell“, die oben zitierten 40.000, erhalten, wenn sie ein oder zwei Semester im Ausland studieren wollen, einen Kaufkraftzuschlag entsprechend den Verhältnissen im anderen Land. Aber von dieser Möglichkeit machten im letzten Jahr noch keine 250 Studenten

Gebrauch. 250 von 40.000! Fachleute schätzen, daß dieser Prozentsatz für die ganze Studentenschaft repräsentativ ist, daß also von den 200.000 Studenten in Deutschland noch keine 2000 für mehr als eine bloße Stippvisite ins Ausland gehen.

Ein anderes Beispiel aus dem inneren Bereich: Gegenwärtig studieren rund 22.000 Ausländer in der Bundesrepublik. An die 10.000 von ihnen kommen aus den Entwicklungsländern. Sie fühlen sich am Anfang unsicher und einsam, mit der akademischen Freiheit und ihrem Gebrauch nicht vertraut. Wer hilft ihnen über die ersten Schwierigkeiten hinweg? Es gibt Beratungsstellen und Kurse. Aber aus der Studentenschaft heraus geschieht wenig. Es geschieht so wenig, daß die Klagen der Ausländer bis in die Ministerien drangen. Von dort kam dann ein Anstoß, in Form von Geld nämlich, das diejenigen erhalten sollen, die sich beharrlich um die Ausländer kümmern. Das ist ein enthüllender Vorgang.

Was ist von dem inneren Zustand einer Universität zu halten, in der sich solche lauen Egoismen ausbreiten? Man hat Erklärungen zur Hand: Die Spezialisierung der Wissenschaft zwingt zum reinen Fachstudium, Auslandsjahre seien fürs Examen verloren. Doch solche Entschuldigungen befriedigen nicht. Ein schaler Geschmack stellt sich ein und alsbald auch die bittere Frage, was denn aus diesen Leuten später werden soll.

Nun gut: Nicht alle sind träge. Es ist aber zu fürchten, daß es die wenigen oder vielen, die anders sind, im allgemeinen sogar schwerer und schwerer haben werden, sich freizuhalten für den eigenen, gar eigenwilligen Weg. Die Gedanken zur Hochschulreform sollten dies mitherücksichtigen. Professor Marchionini hat einmal die Statuten eines Freiburger Studentenwohnheims aus dem 15. Jahrhundert zitiert: „Wenn aber einer hartnäckig seine barbarische Mundart nicht unterdrücken will, werde er ausgestoßen, damit er die edle Schar nicht mit seiner unwissenden Roheit anstecke.“ Im übertragenen Sinn, wenn man das mit barbarischer Mundart nicht wortwörtlich nimmt, gilt dieser harte Satz noch heute!

(Süddeutsche Zeitung, München)

Hunger in der Welt

„Sich selber geruhsam satt zu wissen und unbewegt Wissenschaft zu treiben, ist Scheinexistenz. Wenn zwei Drittel der Menschheit hungern, muß sich unser Bewußtsein, müssen wir uns ändern.“ Von diesen Gedanken gingen die Mitglieder der Katholischen Studentengemeinde in Freiburg aus, als sie im Wintersemester 1959/60 eine Aktion „Gegen Hunger und Elend in der Welt“ anregte und zusammen mit der Evangelischen Studentengemeinde und dem Allgemeinen Studentenausschuß der Universität zu einem beispielhaften Erfolg führte, wie ein soeben ausgegebener Bericht beweist.

Der Unterricht über das Elend in der Welt dienten eine sehenswerte Ausstellung, Flugblätter, Filmvorführungen, ein öffentliches Gespräch, zwei Vorträge und Bücher, die an einem

Verkaufsstand in der Universität zu haben waren. Die intensiv betriebene Geldsammlung brachte 19.533 Mark ein; dazu kamen Sachspenden im Werte von 10.600 Mark. Zur Verteilung standen also Werte über 30.000 Mark zur Verfügung.

Daß die Aktion der Freiburger Studenten dank der Initiative der katholischen Studentengemeinde weiter ging und es nicht bei der Sammlung allein blieb, ist ein Beweis für ihre geistige Wirkung. Für Dezember 1960 ist von der Evangelischen und Katholischen Studentengemeinde zusammen mit dem allgemeinen Studentenausschuß eine Afrika-Woche an der Universität geplant. Alle zum Dienst in Entwicklungsländern bereiten Studenten können in Freiburg als der ersten

(Fortsetzung nächste Seite)

WORTWECHSEL

Wir und Ost und West

Ein Bericht über eine Tagung, abgedruckt in Nr. 3. Jahrgang 1960 unseres Blattes, hat diese Antwort hervorgerufen. In ihr wird das Thema neu gestellt und erweitert. Es ist nicht so wichtig, daß man die Meinung unserer Kollegin teilt, wichtig ist die Auseinandersetzung. Die Red.

Da die Schilderungen der deutschen Verhältnisse im Artikel „Burg Ludwigsstein“ offensichtlich etwas einseitig sind, dürfte es notwendig sein, sie zu ergänzen. Das Bild würde auf diese Weise vervollständigt.

Was ist zum Beispiel damit gemeint, wenn davon die Rede ist, „offizielle und inoffizielle Kontakte mit den Studenten der DDR aufzunehmen“? Dazu einige Erläuterungen: Der Vorstand des allgemeinen Studentenausschusses an der Münchner Universität wäre gerade wegen eines solchen Versuches einen Monat vor Ablauf seiner Wirkungsperiode von der gesamten Studentenschaft beinahe schmachlich abgesetzt worden. Und nicht nur die katholische und evangelische Studentengemeinde, dazu der Ring der demokratischen Studenten, haben sich gegen solche Versuche gewendet, sondern auch ein Großteil der sozialistischen Studenten nebst vielen nicht organisierten Kommilitonen, die sich zu diesem Zweck eigens in Gruppen zusammenfanden und auf das heftigste protestierten, so daß es zu einer richtigen Schlacht zwischen beiden Fronten kam? Schade, daß ich die

vielen Flugzettel, die während des ganzen letzten Studienjahres deshalb an den Eingängen der Universität verteilt worden sind, nicht aufgehoben habe, sie würden ein beredtes Zeugnis davon geben. Der Krieg hat sich über beide vergangenen Semester hingezogen und der tätige ASTA-Vorstand mußte darum die praktischen Interessen der Studenten vernachlässigen, da der politische Zwiespalt seine Kräfte absorbierte. Und warum?

Darum, weil sich einige Vertreter eben auch zu Reisen in die Ostzone und nach Rußland verleiten ließen, die dann eine Erwiderung dieser Länder in Form von Studentendelegationen zur Folge hatten, für welche die Kommunisten natürlich nur hundertprozentig „verlässliche“ Leute ausgesucht hatten. Rein äußerlich offenbarte sich deren Gesinnung in Schmähdungen des Geschwister-Scholl-Denkmales im Lichthof der Münchner Uni. Da der ASTA-Vorstand ein solches Treiben ohne Widerspruch hinnahm, im übrigen auch seine Haltung während der verschiedenen Diskussionen mit den Delegationen Anlaß dazu gab, wurde ihm „Kommunistenfreundlichkeit“ vorgeworfen. Nicht nur dies, es hieß, er habe der kommunistischen Wählerarbeit an den deutschen Universitäten Vorschub geleistet.

Denn das Vorgehen an der Münchner Universität ist nicht ohne Bedeutung

für die übrigen deutschen Universitäten. Erstens ist die Münchner Uni mit ihren 22.000 Studenten die größte im Bundesgebiet. Was hier von seiten der Kommunisten versucht wird, werden sie an anderen und kleineren Universitäten nicht unterlassen. Zweitens sind München und seine Universität noch verhältnismäßig wenig kommunistisch durchsetzt, so daß es wenigstens zu einer Auseinandersetzung kommt.

Jedenfalls ist die gesamte Studentenschaft in München über ein ganzes Studienjahr hinweg durch diese Ereignisse in Atem gehalten worden. Für das Ansehen der Studentenvertreter waren die dadurch hervorgerufenen anarchischen Zustände bestimmt nicht von Vorteil, denn das Vertrauen der Studenten zu Vorstandsmitgliedern und überhaupt zur Institution einer Selbstverwaltung ist damit keineswegs gewachsen.

Bei der zur Behebung dieser Mißstände einberufenen außerordentlichen Vollversammlung konnten einem die Vorstandsmitglieder trotz allem beinahe leid tun, so sehr wurden sie in nicht endenwollenden, stundenlangen Diskussionen zerrupft und bloßgestellt. Der nächste Vorstand wird bei der Aufnahme solcher „Kontakte“ ein heißes Eisen anfassen.

Der heftige Protest der Münchner Studenten ist nun allerdings nicht auf Engherzigkeit zurückzuführen, denn wenn für die ostdeutschen Kollegen gesammelt wird — und dies geschieht ziemlich häufig — so füllen sich die Kassen jedesmal beträchtlich, auch wenn darob so manchem Werkstudenten einen Tag lang der Magen knurrt. Antikommunistische Studenten tragen nicht unbedingt Scheuklappen. Es befinden sich so viele geflüchtete Hochschüler aus der Ostzone an unserer Uni und es kommen immer neue, durch die man über die dortigen Verhältnisse eingehend genug informiert wird.

Solche Studenten sind dann allerdings imstande, sich in kürzester Zeit unsere Begriffswelt anzueignen. Wenn aber kein Wille dazu da ist, unsere Welt auf diesem geistigen Wege kennen und verstehen zu lernen, so kann erst recht keine Absicht bestehen, sich mit uns gemeinsam zu bilden. Dazu wäre es nämlich erforderlich, daß beide Teile je den halben Weg zueinander zurücklegen, um in der Mitte zusammenzutreffen. Geht der eine oder der andere den ganzen Weg allein, so kommt dies einer Preisgabe seiner eigenen Anschauungen gleich. Das aber wollen die ostzonalen Studenten letztlich, wenn sie verlangen, daß sich die westdeutschen Studenten ausschließlich ihrer eigenen Terminologie anpassen. Damit wäre der entscheidende Schritt zur östlichen Ideologie schon getan, denn mit der Form würde auch der Inhalt angenommen, weil beide nie voneinander getrennt werden können, sondern nur als Einheit bestehen.

Schließlich und endlich wird hier im kleinen die Debatte aufgerollt, die im Bundestag seit Jahren im großen geführt wird. Soll man Westdeutschland aus dem westlichen Bündnisssystem herauslösen und dadurch die Einheit mit Ostdeutschland herstellen, oder ist es besser, die Ostdeutschen so lange zu opfern, bis die Russen dennoch gesamt-

Hunger in der Welt

(Fortsetzung)

Universität im Bundesgebiet in Arbeitsgemeinschaften die besonderen Kenntnisse für ihre spätere Tätigkeit erwerben. Ein Ausschuß für Entwicklungshilfe koordiniert die verschiedensten Initiativen auf diesem Gebiet und bereitet die Zusammenarbeit mit französischen und schweizerischen Studenten vor. Professoren und Studenten, Lehrende und Lernende, arbeiten hier wirklich zusammen.

Das Kennzeichnende der Aktion in Freiburg war die Tatsache, daß Studenten zur Abwehr des Hungers in der Welt die Initiative ergriffen und daß sie es verstanden haben, alle Angehörigen der Universität samt den Repräsentanten des Lehr- und Forschungsbetriebes mit dem Problem Hunger in der Welt so ernsthaft zu konfrontieren, daß keine Möglichkeit der Ausflucht bestand.

Die Tatsache, daß unsere Universitäten — in Lehre und Forschung akademisch beengt — dem Hungerproblem und der Riesenaufgabe, die Solidarität der Völker zu fördern, nicht die nötige Initiative zuwenden können, gibt der Studentenschaft im ganzen der Universität als Korporation die einmalige Möglichkeit der Mitbestimmung: Weckung der Gewissen — durch die lebendigsten Teile der Studentenschaft selbst. Nicht

der Erwerb eines Diploms genügt, sondern die Erreichung jener Bildung, die den ganzen Menschen formt: Denken und Handeln. Die Weltstunde verlangt im Angesicht des drängenden Entwicklungsproblems nicht bloß technische Hilfe durch diplomierte Fachleute. Nur Akademiker, die außer Fachkenntnissen überragende menschliche Qualitäten besitzen, sind zur Partnerschaft mit den aufstrebenden jungen Völkern befähigt.

Dieses hohe Bildungsziel kann die Universität nur als Korporation, d. h. in der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, erreichen. Die Weckung der Gewissen ist der Struktur der Universität vorgegeben. Sie ist nicht Sache des Professors allein. Zu einem guten Teil kommt in der heutigen Zeit der Studentenschaft die Aufgabe zu, unbeschwert vom Lehr- und Forschungsbetrieb durch unmittelbaren Kontakt mit der Welt auch neue menschliche Verpflichtungen, wie z. B. Hunger und Entwicklungshilfe, Partnerschaft der Völker statt Klassenkampf, als Appell an die Gewissen zu erfahren und in der Form der Wissenschaft durchzudenken, um so, durch Erfahrung und Denken gewandelt, fähig zu werden, auf Probleme in der Welt neue Antworten zu geben, auch wenn sie große Opfer verlangen.

(Rheinischer Merkur, Köln)

(Fortsetzung Seite 10)

HOCHSCHULBRUNDSCHAU

Budeneröffnung in Wien

Endlich sind die eifrigen Bemühungen der Hochschulgruppe Wien, eine eigene Bude zu finden, von Erfolg gekrönt worden. Das Problem Bude wurde ja gerade in Anbetracht des ständig steigenden Zustromes von Südtiroler Studenten an die Hochschulen Wiens immer aktueller und dringender. Begreiflicherweise stieß man — in einer Millionenstadt — bei dieser Suche nach einem Versammlungsraum, dessen wichtigste, zugleich aber auch schwierigste Voraussetzung eine zentrale Lage war, auf große Schwierigkeiten. So wurde unter anderem auch ein Budensuchdienst organisiert, wobei abwechselnd einige Südtiroler Hochschüler die Aufgabe übernahmen, die Realitätenbüros nach geeigneten Lokalen abzuklappern.

Im Sommersemester 1960 gelang es endlich, zwei Räume im neuen Studentenhaus, Wien I., Führichgasse 10 — also gegenüber der Staatsoper — ausfindig zu machen und alle offenen Fragen dahin zu klären, den einen der Räume als Sekretariat, den anderen als Leseraum einzurichten. Für die wöchentlichen Zusammenkünfte wird unserer Hochschulgruppe der Große Saal in demselben Studentenhaus zur Verfügung gestellt, ein Saal, der allen unseren Anforderungen in bester Weise gerecht wird. Die Sprechstunden des Sekretariats wurden von Montag bis Freitag von 9 bis 11 Uhr festgelegt, der Leseraum, der allerdings eher „Zimmer“ als „Raum“ ist, steht selbstverständlich ganzjährig offen, so daß wir jederzeit die aufliegenden Zeitungen lesen, die erst im Entstehen begriffene Bibliothek benutzen, erbitterte Schach-

duelle uns liefern oder ein gemütliches Plauderstündchen abhalten können.

Daß unsere Bude nicht nur in dieser Hinsicht eine wesentliche Aufgabe erfüllt, sondern auch in manch anderem Punkt für uns von außerordentlicher Bedeutung ist und unsere Tätigkeit erheblich erleichtert, dürfte wohl selbstverständlich sein. Dabei denke ich vor allem an unsere offiziellen Veranstaltungen kleineren Charakters, wie z. B. den Sprech- und Rednerkurs, den wir endlich in eigenen Räumen abhalten können (seinetwegen haben wir uns weiß Gott ärgern müssen gerade wegen des Fehlens eines geeigneten Zimmers), ich denke weiters an die erweiterten Möglichkeiten in der Zusammenarbeit und Kontaktaufnahme mit wichtigen Verbindungen und Persönlichkeiten.

Es ist nicht nur ein gutes Omen gewesen, daß unsere erste Versammlung im neuen Studentenhaus eine Rekordbeteiligung aufwies. Es ist eine Tatsache, daß die Wiener Hochschulgruppe in den letzten Semestern einen großen Aufschwung genommen hat, dessen äußerer Ausdruck gerade auch die Eröffnung unserer eigenen Bude ist.

In der Hoffnung, daß gerade diese erfreuliche Entwicklung auch in den nächsten Semestern ihren Fortgang nehmen wird, möchte ich es nicht versäumen, all jenen den Dank der Hochschulgruppe Wien auszusprechen, die durch ihre selbstlose Arbeit und nie erlahmende Initiative die Eröffnung der Bude erst ermöglicht haben. Gott sei Dank kann ich noch so viel Latein, daß ich der Hochschulgruppe Wien und ihrer Bude zurufen kann: vivat, crescat, floreat!

Hansjörg Kucera

Brief aus Göttingen

Wie meine neue „Madame“ mir hier gleich bei der Ankunft in ihrem Spielzeugschachtel-Häuschen am Stadtrand erzählte, war mein Vorgänger in dem kleinen Zimmer ein gewisser Herr Schröter. Wie ich bald feststellte, war er wohl nicht so sehr (vier)schrötig, als groß, denn den Spiegel über der blumenverzierten Waschkübel mußte ich gleich viel tiefer hängen, um mich darin überhaupt sehen zu können. Auch muß er meistens auf dem Bett herumgessen sein, denn es hat mehrere tiefe Kuhlen, aber überall gerade dort, wo ich sie für Ellbogen oder Hüften nicht brauchen kann.

Nach ein paar Tagen hatte ich mir durch sorgsames Einrichten einer gepflegten Unordnung eine behagliche Atmosphäre geschaffen und machte mich daran, mein durch eine Promotion unterbrochenes Studentenleben weiterzuführen.

Amtlich bin ich zwar nur Gasthörer an der Georgia-Augusta, aber innerlich bin ich wieder Student, wenn auch nicht gerade auf dem Wege, ein sozusagen ahasverischer Semesterjubiläum zu werden.

Zielloses Herumbummeln durch die alte Hansa- und Universitätsstadt Göttingen, die als Dorf „Gutingi“ erstmals 953 zur Zeit Kaiser Ottos I. urkundlich

erwähnt wird usw. usw. — ich bin im Bilde! —, war die Hauptbeschäftigung während der ersten Tage.

Vom Marktplatz mit dem reizenden Gänselieselbrunnen — endlich einmal etwas anderes! — bis zum Theater, von der St.-Marien-Kirche und Kommende des deutschen Ordens bis zum Bismarck-Häuschen und in die Parkanlagen auf dem Hainberg, aber auch vom Ratskeller zum „Schwarzen Bär“ und zur „Junkerschänke“ habe ich mir alles angesehen. Elf Nobelpreisträger lehrten hier an der Universität oder gingen aus ihr hervor, und die sieben Göttinger Professoren, unter ihnen Jakob und Wilhelm Grimm, die es einmal wagten, gegen einen Despoten aufzubegehren und dafür vertrieben wurden, sind auch keine Unbekannte. Nach dem zweiten Weltkrieg fand die Max-Planck-Gesellschaft hier Zuflucht, wie auch andere Institutionen, da Göttingen nicht durch Bombardierungen zu leiden hatte.

Auf einem dieser Spaziergänge kam ich auch zum Gauß-und-Weber-Denkmal auf den Wall-Anlagen. Gauß und Weber! „Vater Leitgeb“, der Physikprofessor in der Maturastadt Brixen, hatte mir von ihnen erzählt und wie beide damals zwischen Sternwarte und Universität die erste telegraphische

Verbindung hergestellt haben. Daß ich bei diesem Denkmal auch wirklich etwas zum Denken hatte, verdanke ich nur dem „Vater Leitgeb“ und der so oft geschmähten Mittelschule. Hoffentlich wird das noch sehr, sehr oft so sein!

Es gibt auch einen Südtiroler Studenten in Göttingen — wo gibt es keinen? —, der mich in den Alltagsfragen bestens beraten hat. Mit ihm gehe ich meistens essen: „Spiegeleier mit Kartoffeln“ oder „Kartoffeln mit Spiegeleiern“. Nach all den Jahren in Florenz bei „Spaghetti“ und „Maccaroni“ ist das Essen für mich hier ungewohnt, aber Hunger ist der beste Koch und für Studenten wohl ganz besonders. Nicht, daß es mir nicht schmeckte — die Niedersachsen können sehr gut kochen —, aber der „Florentiner“ steckt noch zu sehr in mir. Wegen Mangels an „Spaghetti“ wird er wohl bald verhungert sein und ich werde ihn in einem „Linsentopf mit Blutwurst“ begraben.

Nicht mehr von immer drohender werdenden Prüfungsterminen und dem strengen Einhalten von Programmen bedrängt, lese ich die Dutzende aus der Universitätsbücherei herbeigeschleppten Bücher, mache mir Notizen, schlage Vergessenes oder Verschwommenes im Lexikon nach, überlege und sinniere nach Belieben, wobei ich wie weiland Herr Schröter auch auf dem Bett herumsitze. Ein von der gütigen Mutter gestifteter Radio versorgt mich mit der lebensnotwendigen Musik und an manchem Theaterabend werden mir viele jener Werke lebendig, von denen ich nur die Inhaltsangabe aus den Deutschstunden der Mittelschule kannte.

Vor dem Einschlafen in Herrn Schröters Kuhlen wandern meine Gedanken nach Hause, in die Heimat Südtirol, nach Florenz, zu den schönen Orten, wo ich einmal gewesen bin, und aus ganz bestimmten „lieblichen“ Gründen noch weiter nach Norden, nach Hamburg. Auch meines Vaters Bild steht mir vor Augen und bei stillem Gebet danke ich auch ihm, dem ich mein Hiersein verdanke.

So lebe ich denn nun für zwei Semester hier in der alten Hansa- und Universitätsstadt Göttingen, die schon 953 zur Zeit Kaiser Ottos I. usw. usw., mein Studentenleben weiter. Nur die Post berücksichtigt das nicht: auf den Briefen steht immer: „An Herrn Dr.“ Aber auch das hat sein Gutes: es läßt mich nicht vergessen, daß ich bald im Beruf stehen werde, auf den mich noch besser vorzubereiten ja auch der Sinn meines Göttinger Aufenthaltes ist.

Ferdinand Trenker

Die Mitglieder der Südtiroler Hochschülerschaft und jene, die es werden wollen, sind gebeten, den

Mitgliedsbeitrag

für das akademische Jahr 1960/61 den Verbindungsmännern bzw. Kassieren einzuhandigen oder auf unser Post-Kontokorr. Nr. 14/1177 einzuzahlen. In Oesterreich können Beiträge auf unser Bankkonto Nr. 17811, Creditanstalt-Bankverein Filiale Innsbruck, eingezahlt werden.

Wir und Ost und West

(Fortsetzung von Seite 8)

deutsche Wahlen zulassen, um eine deutsche Einheit auf westlicher Basis zu ermöglichen?

Noch eines: Nicht zuletzt wäre gerade den Verfechtern einer „gesamtdeutschen Bildung mit größter Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit“ davon abzuraten, die Bezeichnung „DDR“ in den Mund zu nehmen. Erstens ist diese nicht gesamtdeutsch, weil sie von der deutschen Bundesrepublik und der gesamten westlichen Welt niemals als legal anerkannt wurde. Zweitens aber ist sie weder wissenschaftlich noch genau, weil die Verhältnisse in Ostdeutschland einerseits mit einer Republik und andererseits mit einer Demokratie nichts zu tun haben. Solange die Staatsmänner und die Politik vom Krenl aus bestimmt werden, besteht eine Diktatur, die nicht einmal deutsch ist.

Wie die Untersuchungen dieser Begriffszusammenstellung in einem wortgeschichtlichen Seminar in München ergeben haben, — man verzeihe mir die Fachsimpelei — ist es auch von diesem Gesichtspunkt aus nicht ratsam, den Terminus „DDR“ zu verwenden. Seine Kürze gibt den Propagandisten die Möglichkeit, ihn innerhalb eines Satzes oder einer Rede viel häufiger zu wiederholen, als bei Verwendung einer Bezeichnung von normaler Länge. Den Hörern oder Lesern wird auf diese Weise der Namen eines Staatssystems so lange eingehämmert, bis sie ihn unbewußt übernehmen und damit auch akzeptieren. Denn der Grund der Verkürzung liegt in der Verschleierung der Tatsachen, die aus dem Zwiespalt zwischen der eigentlichen Bedeutung der einzelnen Begriffe „deutsche demokratische Republik“ und den gegebenen politischen Verhältnissen zu schließen wären. Bei Verwendung der Bezeichnung „DDR“ würden also gerade diejenigen, die den ostdeutschen Kollegen zu einer Einheit mit den westdeutschen verhelfen wollen, die Kluft nur noch vertiefen, weil sie damit die ostzonalen Verhältnisse als definitiv anerkennen und den Kommunisten den besten Dienst leisten würden.

Es dürfte also schon besser sein, bei der in Oesterreich und Italien üblichen Bezeichnung „Ostdeutschland“ bzw. „germania orientale“ zu bleiben. Durch diese geographische Festlegung kann eine politische umgangen werden. In Deutschland selbst spricht man klugerweise von der „Ostzone“, der „russisch besetzten Zone“ oder von „Mitteldeutschland“. Die ersten beiden Umschreibungen bringen zum Ausdruck, daß man die gegenwärtigen Zustände als vorübergehend betrachtet. Der dritte Begriff ist wiederum geographisch und damit politisch unverbindlich.

Vorerst handelt es sich nun darum, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen beiden Volksgruppen und somit auch der Studenten in Ost und West nicht verloren geht. Durch „politische Diskussionen“ und „Anpassungen“ von seiten der westlichen Hochschulwürter wird dies in unserem Fall aber kaum zu erreichen sein. Es wäre falsch, sich selbst aufzugeben, um anderen zu helfen. Vielmehr handelt es sich darum, den Wert des eigenen Gesellschaftssystems ein-

mal zu erkennen und dessen Abarten davon scheiden zu lernen. Daraus ergibt sich den ostdeutschen Kollegen gegenüber ganz von selbst die richtige Haltung. Sie besteht in der Achtung vor diesen als Menschen, deren Ideologie wir nicht übernehmen können. Die Folge ist ein tieferes Verständnis für Kollegen, die an ihren Universitäten vieles entbehren, was für uns selbstverständlich ist. Einem ostdeutschen Studenten wird eben die „Wissenschaftlichkeit“ der Wissenschaften, das heißt die geistige Objektivität, vorenthalten. Ihr Verbot hat so manche Hochschullehrer nach Westdeutschland getrieben, wo sie den Unterschied gerade in diesem Punkt nicht genug preisen können. Der Religionsersatz wird von den meisten Studenten in Ostdeutschland auch nicht freiwillig hingenommen und stellt in vielen Fällen eine seelische Be-

lastung dar, von der wir keine Ahnung haben. Ferner können auch Stipendientserien über die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der dortigen Studenten nicht hinwegtäuschen.

Diese rein menschliche und studienmäßige Beziehung ist darum alleine geeignet, eine „Entfremdung“ zwischen den Studenten jenseits und diesseits des eisernen Vorhanges zu vermeiden. Warum sollten wir auf dieser Basis zu keiner Berührung mit den ostdeutschen Kollegen kommen, wenn wir uns mit Negern, Asiaten und Indianern verständigen können? Schließlich und endlich spricht man im russischen Deutschland unsere eigene Sprache, man versucht dort an denselben Traditionen festzuhalten und lebt aus den gleichen Glaubensformen heraus, seien diese nun cvangelisch oder katholisch. Ist es nötig, die Sache gerade am politischen Zipfel anzufassen, wo sie nur einen Riß bekommt? Christl L u n g e r



Der scheidende Vorstand (Amtsjahr 1960)

Foto: Trainotti

(von links nach rechts): Franz Zelger, Franz Wellenzohn, Helmuth Amor, Albuin Hofer, Klaus Gruber, Dieter Karner.

Der neugewählte Vorstand

Robert Tappeiner, Student der Philosophie in Padua; Präsident. — Töll bei Meran, Bahnhofstraße Nr. 25; Padua, Via Marzolo Nr. 6.
Klaus Gruber, Student der Staatswissenschaften in Innsbruck; Vizepräsident und Referent für innere Vereinsangelegenheiten; Bozen, Grieserplatz 13; Innsbruck, Mühlau, Deutsches Heim 14.
Leonhard Paulmichl, Student der Germanistik in Innsbruck; Sozialreferent und Referent für die Meraner Hochschulwochen. — Stils 109; Innsbruck, Pradl, Türingstr. 9.
Hansjörg Schwiabacher, Student der Staatswissenschaften in Rom; Referent für Studenttitelfragen. — Lana 156, Villa Klarenbrunn; Rom, Via Nomentana 421.
Hans Wiellander, Student der Philosophie in Wien; Pressereferent. — Schlanders, Pfarrplatz 59; Wien III., Mohngasse 12/16.

Kooptierte Vorstandsmitglieder

Wolfgang Egger, Student der Handelswissenschaften in Venedig; Finanzreferent. — Bozen, Guntschnastraße 5; Venedig, Rio Terrá dei Frari Nr. 2609/A pr. Pina Privato.
Bruno Hosp, Student der Staatswissenschaften in Wien; Referent für kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen. — Klobenstein am Ritten, Bahnhofstraße 157; Wien VIII., Stolzthalergasse 17/17.

Der neue Aufsichtsrat

Dr. Karlheinz Erckert, Meran, Laugenstr. 9.
Anton Kritzinger, Student der Handelswissenschaften in Florenz; Blumau, Brennerstr. 13.
Hermann Sölva, Student der Handels- und Wirtschaftswissenschaften in Bologna; Kaltern, Kellereistr. 3; Bologna, Via Galliera 55 pr. Poggolini.

MITTEILUNGEN

Schachturnier

Die Südtiroler Hochschülerschaft plant, im Rahmen der diesjährigen Studientagung, die voraussichtlich vom 30. Juli bis 3. August stattfinden wird, ein Schachturnier abzuhalten. Die Verbindungsmänner der einzelnen Hochschulgruppen werden aufgefordert, in einem Ausscheidungswettkampf den Schachmeister ihrer Hochschulgruppe zu ermitteln. Der Vorgang bei den Ausscheidungswettkämpfen bleibt den Hochschulgruppen überlassen, das genaue Reglement für das Turnier der Schachmeister wird in der nächsten Ausgabe unseres Blattes veröffentlicht werden. Da an verschiedenen Hochschulorten mit großem Interesse diesem schönen Spiel gehuldigt wird, dürfte mit einer zahlreichen Beteiligung gerechnet werden. Allfällige Auskünfte erteilt das Sekretariat.

Promotionen 1960

Die Liste jener Kolleginnen und Kollegen, welche im vergangenen Jahr promoviert haben, wird in der nächsten Nummer unseres Blattes veröffentlicht werden.

Infolge der Abwesenheit unseres technischen Leiters konnte diese Nummer nicht früher erscheinen. Wir bitten unsere Leser um Verständnis.

Das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse Nr. 20/II., Tel. 24-6-14, ist an folgenden Tagen geöffnet:

Montag	von 9 bis 12 Uhr
Dienstag	von 15 bis 18 Uhr
Mittwoch	von 15 bis 18 Uhr
Donnerstag	von 15 bis 16 Uhr
Freitag	von 15 bis 18 Uhr
Samstag	von 11 bis 12 Uhr

Die Dr.-Teffmann-Bücherei steht dem Publikum jeden Wochentag von 10 bis 13 und von 15 bis 21 Uhr zur Verfügung.

Kunstaussstellung

Wie im vergangenen Jahr, veranstaltet die Südtiroler Hochschülerschaft auch heuer wieder eine Kunstaussstellung. Sie soll sich diesmal auf Gebiete der Malerei, Bildhauerei, Architektur, Graphik erstrecken. Zeitpunkt und Ort werden noch rechtzeitig bekanntgegeben.

Statistik

Infolge unvorhergesehener Schwierigkeiten wird die Statistik der Südtiroler Hochschüler erst in der nächsten Ausgabe des Fahrenden Skolasten erscheinen. Wir bitten unsere werten Leser um Nachsicht.

Adressen der Verbindungsmänner und Kassiere

Bologna: Verbindungsmann und Kassier: Eccoli Günther, Via Cristoforo Colombo 3, c/o Vietti.

Bonn: Verbindungsmann und Kassier: Kpl. Alfred Gruber, Duisburg bei Bonn, Kirchplatz 4.

Florenz: Verbindungsmann: Heinz Degle, Via S. Reparata 28, c/o Jerace. Kassier: Hubert Rubner, Via Zanobi 102, c/o Pierotti.

Freiburg: Verbindungsmann und Kassier: Josef Pattis, Freiburg/Zähringen, Zähringerstraße 354, Gasthaus „Tröscher“.

Graz: Verbindungsmann: Andreas Rieper, Stadlgasse 3/I. Kassier: Walter Weger, Rechbauerstraße 52/V. Bude: Prokopigasse 1.

Innsbruck: Verbindungsmann: Klaus Gruber, Innsbruck/Mühlau, Deutsches Heim 14, c/o Dobin. Kassier: Josef Jocher, Innrain 50/a. Bude: Rennweg 12/e.

Mailand: Verbindungsmann: Erhard Steger, Via Bertacchi 2, c/o Lupi. Kassier: Robert Pattis, Via Necchi Nr. 5.

München: Verbindungsmann: Dieter Köllensperger, Amalienstr. 53, Pension „Lettl“.

Kassier: Peter Wunderlich, München 22, Veterinärstr. 8, c/o Wiedenhöfer.

Padua: Verbindungsmann: Robert Tappeiner, Via Marzolo 6. Kassier: Alois Moroder, Via Marzolo 6. Bude: Via Dottori 4.

Rom: Verbindungsmann und Kassier: Hansjörg Schwienbacher, Via Nomentana 421.

Venedig: Verbindungsmann und Kassier: Heinz Callegari, Rio Terrà dei Frari 2609/A, c/o Pina Privato.

Wien: Verbindungsmann: Hansjörg Kucera, Wien I, Judengasse 11/II/III/12. Kassier: Klauspeter Heiß, Wien I, Führichgasse 10. Bude: Wien I, Führichgasse 10.

KULTURPOLITIK HEUTE

(Fortsetzung von Seite 3)

Besonders folgenschwer ist diese Situation dort, wo das perfektionierte Fachwissen zum Vorwand wird, sich von vornherein von jeder Bindung an irgendeine Ethik zu isolieren. Hier ist es schon nicht einmal mehr möglich, dem Spezialisten Aufgaben zu stellen, die seine Kenntnisse allgemein fruchtbar machen könnten. Da aber die fortschreitende Arbeitsteiligkeit unserer technischen Zivilisation ein immer präziser synchronisiertes Zusammenspiel der einzelnen Teile fordert, beginnt die Spezialisierung zu einer Bedrohung des gesellschaftlichen Zusammenhanges zu werden. Ihre Natur selbst scheint geradezu eine Aufforderung zu beinhalten, durch gewaltsame Maßnahmen das Minimum an notwendigem Zusammenspiel zu sichern. Hier liegen ungeheure Fehlerquellen der heutigen Kultursituation, deren Konsequenzen wir ständig erfahren. Trotzdem wagt es heute niemand, die asoziale Tendenz der Spezialisierung zu korrigieren. Ist diese Spezialisierung auf der Ebene des Menschen der sozusagen technische Aspekt der Isolierung der einzelnen Lebensbereiche, so ist ihr seelisches Korrelat die Entfremdung. Es ist kein Zufall, daß gerade dieser Begriff innerhalb von drei Generationen zum Hebel einer die ganze Welt umfassenden revolutionären Bewegung werden konnte. Nicht zufällig ist der Terminus Entfremdung fast auf das Jahrzehnt gleichzeitig mit der Entstehung der industriellen Lebensform entstanden. Isolierung, Spezialistentum und Entfremdung scheinen bisher die drei Hauptfehlerquellen der technischen Industriekultur zu sein. Leider sind sie bisher noch kaum ernstlich erkannt, geschweige denn überwunden worden.

Aus dem Gesagten gehen wohl auch hier schon die Ansatzpunkte hervor,

welche Bedingungen durch Kulturpolitik, durch Geistespolitik, den jetzigen Zustand abzulösen in der Lage sein könnten: Eine grundsätzliche Reform des Systems der Erziehung, das weit mehr als das heute existierende die harmonische Ausbildung der gesamten Persönlichkeit intentioniert. Auch andere Momente weisen in diese Richtung: Wie Sie wissen, nähern wir uns heute von der technischen und industriellen Entwicklung her einem Zustand, der für eine sehr große Zahl von Menschen eine Erziehung nicht nur zu beruflicher Tüchtigkeit, sondern auch zu einer sinnvollen Gestaltung der sogenannten Freizeit in der allerdinglichsten Art fordert, ja erzwingt. Schon heute, da die Automation erst in den Anfängen ihrer Anwendungsmöglichkeiten steht, sinkt in weiten Gebieten der Welt, darunter auch in den europäischen Industrieländern, die Zahl der Arbeitsstunden ab bei einem gleichzeitigen Ansteigen der Einkommen und des Lebensstandards. Das neue Verhältnis von Arbeitszeit und arbeitsfreier Zeit, verbunden mit einer neuen, sehr erheblich gesteigerten Kaufkraft, verändern grundlegend die Lebensführung. Diesen neuen Formen entspricht heute nicht einmal ein Ansatz in dem herrschenden System der Erziehung. Obwohl beispielsweise die Sowjetunion eine zwölfjährige Pflichtschule einzuführen im Begriffe ist, in den USA im Anschluß an den durch den ersten Sputnik ausgelösten Schock die bisherige Form der high school heftig kritisiert und teilweise reformiert wurde. Sicher werden rein mechanische Lösungen, wie etwa die — an sich dringend gebotene — Verlängerung der Schulzeit nicht ausreichen. Soll die Reform den Kern der Sache treffen, so müßte von den neuen gesellschaftlichen Vor-

aussetzungen und dem veränderten Lebensstil her das gesamte System der Schulen neu gedacht und neu gestaltet werden. Die neue Industriegesellschaft wird ebensowenig eine neue Hochschule entbehren können, als die aufsteigende bürgerliche Welt des vorigen Jahrhunderts einer solchen entraten konnte. Nur kommt diese Art von durch die Zeit und ihre Aufgabenstellungen erzwungenen Reformen nicht von selbst zustande, ebensowenig wie etwa die Berliner Universität sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ohne große Neuerer, wie es die Brüder Humboldt waren, zu einem europäischen Modell hätte entwickeln können.

Eine dritte große Aufgabe kulturpolitischer Art, die ich noch streifen möchte, ist die Veränderung der Stellung des Prestiges und der Funktion der Intellektuellen in der Gesellschaft. Wie prekär diese heute sind, wissen wir alle. Unsere Produzenten- und Konsumentengesellschaft, so bewunderungswürdig durchorganisiert sie auch vom Standpunkt der Verteidigung und Ausgleichung der materiellen Interessen her gesehen sein mag, so gut ist sie auch gegen alle geistigen Abenteuer abgedichtet. In Ost und West wird der Intellektuelle im allgemeinen sozial nur dort wirklich geschätzt und dementsprechend herausgestellt, wo er entweder als Spezialist gebraucht wird oder als politischer Kommentator ein notwendiger Bestandteil der konformistischen Gesellschaftsordnung ist. Der wirkliche Intellektuelle erfreut sich aber kaum jemals dieser Wertschätzung und schon gar nicht der mit ihr verbundenen Prärogativen. Er ist für die organisierte Konsumgesellschaft im besten Fall als ein der Mode unterworfenener Star, eine kurzfristige Zerstreuung und ein Gegenstand des Snobismus, solange bis er von einem anderen Reizmittel abgelöst wird. Aber selbst noch in dieser beschämenden Rolle rangiert der Intellektuelle noch ganz weit, etwa hinter Film oder Sport — zu seinem Glück wahrscheinlich. Jacob Burckhardt hat den Geist einen „Wühler“ genannt. Weil er offenbar zu eng mit diesem „Wühler“ assoziiert ist, mißtraut die Gesellschaft dem Intellektuellen und glaubt ihm dort, wo sie ihn doch bloß duldet, schon fast eine Gnade zu erweisen. Dazu kommt, daß die Akzentverschiebung von der *vita contemplativa* weg zur *vita activa* hin ohnehin den Stellenwert des Intellektuellen in der Industriegesellschaft vermindern mußte. Leider sind diese Faktoren für die Intellektuellen um so wichtiger, als sie nur selten gemeinschaftsbildende Kräfte entwickeln können.

Läßt sich also heute aus der Struktur der Gesellschaft eine für den Intellektuellen schwierige Situation schon bei ganz oberflächlicher Prüfung leicht ableiten, so ist andererseits der Intellektuelle selbst und aus inneren Gründen in die Krise geraten. Idolatrie, Spezialistentum und ganz allgemein ein nur den Interessen des Tages Verhaftetsein hat den Intellektuellen ebenso verhaßt wie in vieler Augen überflüssig gemacht. Die Benda'sche Formel von der „trahison des clercs“ entspricht einer sehr weit verbreiteten Realität. Der deutsche Soziologe Alfred von Martin

scheint mir den entscheidenden Punkt getroffen zu haben, wenn er die Funktion der Intelligenz in der Gesellschaft folgendermaßen charakterisiert:

„Fragen wir, wer zur ‚Intelligenz‘ gehöre, so ist zunächst zu sagen, daß zu ihr nicht jeder gehört, der Intelligenz hat; dann nämlich nicht, wenn er sie als reiner Praktiker und bloßer Fachmensch einer technokratischen Welt zu reinen Nutzzwecken rationell verwendet — wenn er also zur Fahne des Willens schwört und im Wissen nur ein Mittel sieht, zu Macht zu kommen. Dagegen gehört zu den Geistigen jeder, der als Gegengewicht wirkt gegen die ‚Welt‘; vor allem jeder, dessen geistige Schöpfung die Seele höher trägt und den Menschen kulturell reicher macht, wie es die Verlebendiger der Religion, die Schöpfer wahrhaft großer Kunst und die Träger der Erkenntnis tun. Im engeren Sinne gehört dazu, wer — das Geistige als einen objektiven Wert an sich und zugleich als ein persönlichstes Anliegen betrachtend — seine Einsichten verwendet, um die nötige Kritik zu üben an einer zu ‚weltförmigen‘, zu ungeistig, zu geistlos werdenden Gesellschaft.“

Die Intelligenz ist von vornherein liberal; nicht im Sinne eines (womöglich dogmatischen) Bekenntnisses, wohl aber in dem einer freizügigen Existenzform — unabhängig von äußeren Bindungen — und einer geistigen Grundhaltung. In beiderlei Sinne ist Freiheit ihre Lebensbedingung. Sie kann nur in einer beweglichen, einer urbanen, einer internationalen Welt leben.

Die internationalen Neigungen üben früh ebensoviel gemeinschaftssprengende wie gesellschaftlich verbindende Wirkungen. Die Intelligenz vermittelt zwischen verschiedenen Völkern, ebenso wie das verschiedenartige soziale Milieu, aus dem sie sich rekrutiert, einen Ausgleich zwischen den Gesellschaftsschichten herbeiführt. Dieser Individualismus wirkte aller geistigen Inzucht entgegen und gewährleistete eine hohe intellektuelle Lebendigkeit, entfesselte bisher gebunden gewesene Kräfte und verwirklichte eine nur so erreichbare Kulturhöhe, wirkte aber zugleich auch aufspaltend in gesellschaftlicher wie in kultureller Hinsicht.

Diejenigen Normen, für welche die Intelligenz im Rahmen der Gesellschaft — und im Interesse der Gesunderhaltung (oder der Wiedergenesung) ihrer

Struktur — einzutreten hat, sind seit Sokrates die der Vernunftwahrheit und einer höchsten — schon von Heraklit (im Zusammenhang mit dem Logosgedanken) konzipierten — Idee von Gerechtigkeit: worin das Ideal der Objektivität wahrhafter Ueberparteilichkeit sich manifestiert, einer Objektivität, wie sie nur eben den Geistigen möglich ist, welche ein wenig außerhalb der ‚Welt‘, damit aber auch ein wenig über den Interessen der wirtschaftlichen und politischen Gruppen, über den Parteien und ihren Ideologien stehen. Wahrheit und Gerechtigkeit: das sind die Gegengewichte gegen ein lediglich auf Macht und Erfolg gerichtetes Trachten und gegen die Hochschätzung allein von Energie und Stoßkraft, kurz gegen den aktivistischen Nihilismus, ob dieser nun in der Gestalt westlich-individualistischer Skepsis auftritt, oder in der östlichen Form des Glaubens an die kollektive Gewalt als das soziale Allheilmittel. Umfang und Tiefe möglicher Wirkungen der Intelligenz sind unabhängig von der Resonanz, die sie in der jeweiligen Gesellschaft findet. Der Grad der möglichen Resonanz wiederum richtet sich (außer nach der Qualität der jeweiligen Intelligenz) nach den in der Gesellschaft geltenden Maßstäben und nach dem Kurse, in dem die sittlichen und Kulturwerte bei ihr stehen. Davon hängt zunächst der entsprechende Grad der Beeinflussbarkeit der jeweils herrschenden Schicht ab. Zu dem Ansehen, auf das eine herrschende Schicht Wert legen muß, gehört ja auch ein gewisses (und unter Umständen ein hohes) Maß von moralischem Kredit. Doch von kaum geringerer Bedeutsamkeit ist der Grad der Breitenwirkung der Intelligenz auf jenes nicht genau umschreibbare Publikum, das es so, im Gegensatz zu dem festumrissenen, eine klare gesellschaftliche Gegebenheit darstellenden Publikum früherer Jahrhunderte, erst seit der Neuzeit gibt, und das allmählich immer unbestimmbarer wird.“

Mit von Martin möchte ich der Meinung sein, daß die Rolle der Intelligenz eben vor allem die ist, die sie sich selber zumutet, und daß die Rolle des Intellektuellen schon dann eine andere ist, wenn er erfaßt, daß Geistigkeit schöpferisch und kämpferisch sein muß, wenn sie Rechtfertigung und Bestand sucht. Denjenigen Intellektuellen, die nicht bereit sind, ihre Schreibtische zu verlassen und für die Wahrheit und Gerechtigkeit einzutreten, wenn diese bedroht sind, ist die Gesellschaft nichts schuldig geblieben.

Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft. Redaktion: Konrad Neulichedl. Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Seberich. Druck: Athesia, Bozen. Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II. — Eintragung Tribunal Bozen R. St. 3/56, Dekret vom 18. Juni 1956. — Der Fahrende Skolast — Südtiroler Hochschülerzeitung. Sped. in abb. post. — Gruppo IV
